

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
mit Unterstützung der Emergency Society for Austrian
Art and Science in New-York.

Geleitet von

Prof. Dr. M. Haberlandt.

29. Jahrgang 1924.

Mit 3 Figurentafeln und 6 Textabbildungen.

WIEN.

Verlag des Vereines für Volkskunde.

Inhalts-Übersicht des 29. Jahrganges.

	Seite
Dr. Leonhard Franz: Vorgeschichtliche Gräber in volkstümlicher Überlieferung	1, 32
Dr. Gisela Mayer: Sagen, die auf dem Gebiet des einstigen Knittelfelder Galgen entstanden	4
Anton Mayer: Zur Ortsnamenforschung	6, 35
Dr. Robert Bartsch: Die Akten über Johann Georg Grasel und die Volkskunde	8
Dr. Rosa Schömer: Die Volkskunde auf der Jubiläumsausstellung zu Göteborg (Schweden)	9, 39
Prof. Dr. Karl Völker: Ein Salzburger Emigrantenschraubentaler zum 200jährigen Jubiläum des Augsburger Bekenntnisses	25
Dr. Eugenie Goldstern: Alpine Spielzeugtiere. (Mit 1 Doppelfigurentafel und 4 Textabbildungen.)	45
Prof. Dr. Rudolf Much: St. Florian	73
Prof. Dr. Arthur Haberlandt: Die Kulturgeschichte der Rauchtuben	81
Dr. August Loehr: Teuerungsmedaillen. (Mit 1 Lichtdrucktafel und 2 Textabbildungen.)	87
Leopold Höfer: Leibesstrafen im Wiener Kinderspiel	90
Prof. Dr. M. Haberlandt: Dreißig Jahre Verein für Volkskunde	101
Dr. Edmund Friess: Zum Brauchtum in Österreich	104

Kleine Mitteilungen.

Hofrat Dr. V. Jagić †	12
Karl Kronfuß †	13
Jahresbericht 1923	21
Rechnungsabschluß 1923	24
Konrad Mautner †	71
Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde	72
Prof. Dr. M. Haberlandt: Zu den »Alpinen Spielzeugtieren«	97
Dr. Leonhard Franz: Innungszeichen in Orth a. d. Donau	107
Mitteilungen des Verbandes österreichischer Museen	108

Literatur der Volkskunde.

Dr. Konrad Schiffmann: Das Land ob der Enns. (Dr. A. Pfalz.)	13
Dr. Friedr. Lüers: Volkskundliche Studien aus den bayrischen und nordtiroler Bergen. (Dr. A. Pfalz.)	17
Norbert Krebs: Die geographische Grundlage des deutschen Volkstums. (M. Haberlandt.)	17

	Seite
A. de Llaño Roza de Ampudia: Del Folklore Asturiano. (Dr. Ed. Weinkopf)	18
Dr. H. Marzell: Unsere Heilpflanzen. (A. Haberlandt.)	18
Hans Mersmann: Das deutsche Volkslied. (A. Haberlandt.)	19
Izvestja na narodnaja etnogr. Muzeji v Sofija. (A. Haberlandt.)	20
Dr. A. Petrikovits: Hinter Schloß und Riegel. (M. Haberlandt.)	20
Prof. Dr. M. Haberlandt: Einführung in die Volkskunde	42
Emil Goldmann: Beiträge zur Geschichte des fränkischen Rechtes I.	43
Dr. Gustav Kraitschek: Rassenkunde	43
Dr. G. Graber: Kärntner Volksschauspiele. (Raimund Zoder.)	43
K. Reuschel: Deutsche Volkskunde II. (A. Haberlandt.)	98
Dr. W. Pessler: Niederländisches Trachtenbuch. (A. Haberlandt.)	98
V. Geramb: Deutsches Brauchtum in Österreich. (A. Haberlandt.)	99
Heimatblätter »Vom Bodensee zum Main«, 8, 15, 24, 25. (Dr. Lily Weiser.) 99, 112	
Dr. Ed. Schneeweis: Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	110
Prof. Dr. Alfons Dopsch: Die deutsche Kulturwelt des Mittelalters. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	111
Jahrbuch für historische Volkskunde I: Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete	111
Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1920. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	112

Abbildungen.

Fig. 1. Darstellung der Euterstriche und der Milchadern auf der Bauchfläche der Spielzeugtiere	59
Fig. 2. Prähistorische schematische Tierdarstellungen und ähnliche Zeichen	64
Fig. 3. Anbetung vor einem Stein, der mit Renntiergeweihen umgeben ist	67
Fig. 4. Bronzezeitliches Mondbild von Ebersberg	68
Fig. 5. Teuerungsmedaille aus Nürnberg	87
Fig. 6. Schraubentaler, Erinnerungszeichen aus dem Hungerjahr 1817	88
Tafel I—II: Alpine Spielzeugtiere.	
Tafel III: Einlagebildchen eines Schraubentalers zur Erinnerung an das Hungerjahr 1817.	

150.

WOLFF, H. VOLKSKUNDE.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
VIII. Laudongasse 17
mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft
Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

29. Jahrgang 1924.

Heft 1.

Vorgeschichtliche Gräber in volkstümlicher Überlieferung.

Von Dr. Leonhard Franz, Wien.

Wo ferne Ereignisse untergegangen wären
im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage
mit ihnen und weiß einen Teil davon zu hegen.

Jakob Grimm.

Überall, wo archäologische Bodendenkmäler vorhanden sind oder natürliche Terrainerscheinungen, die irgendwie auffallen, zum Beispiele erratische Blöcke im Flachlande, wird man finden, daß die Bevölkerung um diese allerlei Erzählungen gesponnen hat. Bestimmte Arten von Bodendenkmälern geben zu ganz bestimmten Erzählungen Anlaß. So ist es naheliegend für den Bauern, der beim Ackern auf Gebäudereste, über deren Herkunft ihm sonst nichts bekannt ist, stößt, an eine versunkene Ortschaft zu denken, wozu gewiß auch die weitverbreiteten Märchen von untergegangenen Städten beitragen. Tatsächlich knüpfen sich in deutschen Landen Sagen vom Vineta-Typus an zahlreiche Stellen, wo römische Ansiedlungen bestanden haben, aber auch die Reste des steinzeitlichen Pfahldorfes im Schussenried wurden so gedeutet. Verschiedenartiger sind die Sagen, die sich um vor- oder frühgeschichtliche Erdbefestigungen gerant haben. Auch alte Gräber, soweit sie äußerlich durch einen Hügel gekennzeichnet sind, erscheinen außerordentlich häufig als Gegenstand einer Sage. In Norddeutschland und Skandinavien wird es kaum eine derartige Grabstätte geben, wo es nicht zumindest »spukt«.¹⁾

Solche Erzählungen beweisen, daß dem Volke bewußt war, daß an den betreffenden Stellen etwas los ist. Viel interessanter sind aber Überlieferungen, von denen sich zeigen läßt, daß sie aus der Zeit herrühren, in der das betreffende Denkmal angelegt worden war. Einige Beispiele der Art sollen nun in den folgenden Zeilen vorgeführt werden.

¹⁾ In manchen Gegenden ist man an Stellen, wo nach der Behauptung der Bevölkerung Irrlichter gesehen worden sind, nachträglich auf vorgeschichtliche Gräber gestoßen. Das hat einmal sogar den Anlaß gegeben, einen natürlichen Zusammenhang zwischen Gräbern und Irrlichtern zu vermuten (Deutsche Gaue, X, S. 23). Daß Grabhügel bei gewissen Gelegenheiten von Feuer umloht sind, wird übrigens schon in mittelalterlichen Berichten des öfteren erwähnt, man denke nur an die »Hügelfeuer« der isländischen Sagen (zum Beispiel Hervararsaga, c. 4 und öfter).

Von unseren Gegenden an bis nach Norddeutschland hinein erklärt sich das Volk gewisse Erdhügel, die, wie wir wissen, vorgeschichtliche Gräber enthalten, so, daß es meint, hier liege irgendein Held begraben und seine Krieger hätten die Erde zu dem Hügel in ihren Kopfbedeckungen zusammengetragen.¹⁾ Aus diesen Sagen geht hervor, daß dem Volke der Zweck der Hügel als Grabstätte bekannt war. Freilich läßt sich hier kaum nachweisen, daß solche Sagen bis in die Zeit der Entstehung der Hügel zurückgehen. Gleiches gilt von der auf bayrisch-österreichischem Boden sehr häufigen Bezeichnung derartiger Hügel als Lec- oder Leber-(Lewer-)Hügel.²⁾ Diese Worte kommen von dem mittelhochdeutschen *lê* oder *lêwer*, ein Wort, dessen Sippe auch in älteren germanischen Mundarten belegt ist; es bedeutet Grab, Grabhügel. Als Beispiele aus Niederösterreich seien genannt die Leeberge bei Hausleiten, Großmugl, Oberhausen, alles früheisenzeitliche Grabhügel, ferner Ortsnamen, wie Gemein-, Langen- und Mal-Lebarn, Breitenlee, Schotterlec, Leesdorf. Bezeichnend ist es, daß der vorgeschichtliche Tumulus bei Bullendorf von dem mittelalterlichen Hausberge auf dem benachbarten Geiselberge in der volkstümlichen Benennung scharf geschieden wird: der letztere heißt Hausberg, der erstere dagegen Leeberg. Das spricht doch dafür, daß man den verschiedenen Zweck der beiden Erdbauten kannte.

Überlieferung dieser Art braucht nun nicht unbedingt gerade bis in die Entstehungszeit des betreffenden Denkmals zurückreichen. Sicher aber ist das der Fall bei Überlieferungen wie etwa der folgenden.

Auf Rolvsö (Smaalenenes Amt, Norwegen) befindet sich ein großer Hügel, der seit alters »Schiffshügel« (Baathaug) hieß; zudem ging noch die ausdrückliche Erzählung, daß in ihm ein Schiff sei. Wirklich stieß man bei der Untersuchung des Hügels auf ein großes hölzernes Schiff aus der Wikingerzeit, das gleich dem berühmten Osebergsschiff³⁾ als Grab gedient hatte

¹⁾ Dieser Sagenzug — Zusammentragen der Erde in Kopfbedeckungen — findet sich auch bei anderen Erdanlagen als Grabhügeln. So erzählt man sich, daß der riesige, nach Bedeutung und Entstehungszeit unsichere Hügel bei Deutsch-Altenburg in Niederösterreich (mittelalterlich: er Grenzhügel?) nach dem Abzuge der Türken von der Bevölkerung in Hüten zusammengetragen worden sei, um ein Erinnerungszeichen an die überstandene Gefahr zu schaffen (Kubitschek-Frankfurter, Führer durch Carnuntum⁶, S. 6.).

²⁾ Die Bezeichnung ist auch urkundlich belegt: in einem Schriftstück aus dem Jahre 890 sind (in der Gegend von Hollenburg) »cumuli, quos lev vir vocamus« erwähnt (Archiv f. österr. Gesch., XXVII, 259). — Eine schnurrige Übertragung der Bezeichnung eines Grabhügels auf den darin Bestatteten liegt aus Niederrieden in Bayern vor. Dort erzählte man sich mit Bezug auf einen bestimmten Hügel, daß ein General namens Lehbüchel in ihm beigesetzt sei (F. Ohlenschläger, Sage und Forschung, Festrede in der bayr. Akad. d. Wiss., philos.-philol. Kl., 1885, S. 22).

³⁾ Im Kristiania-Fjord liegt der Hof Oseberg, d. h. Berg der Osa. Osa ist die lautgesetzliche Entwicklung eines Namens, der in der Wikingerzeit Åsa gelautet hat. Eine Åsa war die Großmutter des Königs Harald Schönhaar, des Begründers der norwegischen Reichseinheit (9. Jahrhundert). Aus einem bei dem genannten Hofe befindlichen Hügel wurde das Osebergsschiff gehoben, ein Holzschiff, das ein Frauengrab mit einer bisher einzig dastehenden Grabausstattung enthielt. Diese ermöglicht eine Datierung des Grabes in der Zeit eben jener Åsa, und es unterliegt daher keinem Zweifel, daß auch in diesem Falle der Name Oseberg eine richtige Tradition darstellt.

(H. Schetelig, Tuneskibet, Kristiania 1917). Es ist nicht anzunehmen, daß Bauern beim zufälligen oder beabsichtigten Öffnen von anderen Hügeln auf solche Schiffsgräber gestoßen wären und dann nach Analogie gerade den Rolvsö-Hügel »Schiffshügel« genannt hätten; denn Begräbnisse in richtigen Schiffen sind an sich schon eine Seltenheit und bei einer derartigen Analogiebenennung hätte man ja wohl mehrere Hügel wie den einen benennen müssen, was nicht der Fall ist. So wird denn der Name sich seit dem 9. Jahr. hundert bis auf unsere Tage erhalten haben.

Noch weniger kann man an dem Alter der folgenden Überlieferung zweifeln, die sogar um einige Jahrhunderte weiter zurückgeht.

Bei Alt-Upsala in Schweden liegen dicht neben einander drei Erdhügel, von denen der größte etwa 10 m hoch ist; sie werden heute als die Hügel Ödins, Thórs und Freys bezeichnet. Der schwedische Archäologe B. Nerman hat nun in sehr scharfsinniger Weise gezeigt (Vilka konungar ligga i Upsala högar?, Upsala 1913), daß diese Hügel die Grabstätten von drei Königen aus dem berühmten Geschlechte der Ynglinger, über das wir verschiedene literarische Berichte haben, sein müssen, und zwar der Könige Aun, Egill und Adils. Nerman hat ferner gezeigt, daß Aun um 500 n. Chr. gestorben sein muß, Egill im Anfange des 6. Jahrhunderts und Adils gegen Ende des selben Jahrhunderts. Mit diesem Zeitanfätze stimmt auch der Inhalt der Grabhügel überein: der sogenannte Ódinshügel barg ein Grab aus der Zeit um 500, der Thórhügel eines aus der Zeit um 600, der dritte Hügel ist allerdings nie vollständig ausgegraben worden. Auf Grund der Übereinstimmung einerseits der literarischen Angaben über die Grabstätten der Ynglingerfürsten und der von Nerman errechneten Daten, andererseits des archäologischen Befundes darf man es als bewiesen ansehen, daß die drei Upsala-Hügel wirklich die letzten Ruhestätten von Aun, Egill und Adils waren. Nun gehört aber in diese Fürstenreihe noch ein Yngling namens Ottarr, der der Enkel des Aun, der Sohn des Egil und der Vater des Adils war. Es fällt da auf, daß dieser Ottarr nicht an Seite seiner allernächsten Angehörigen lag.

Einige Kilometer von Upsala entfernt, im Kirchspiele V e n d e l, erhebt sich ein Erdhügel, der schon im 17. Jahrhundert den Namen »Hügel des Utter« (Ottarr) führte. In einer isländischen Quelle wird berichtet, daß der Yngling Ottarr im Kampfe umkam und in einem Hügel in V e n d e l im nördlichen Jütland begraben wurde. Wieder war es Nerman, der klarlegte, daß es sich da um eine alte Verwechslung des schwedischen Vendel mit dem jütländischen handelte. Offensichtlich hat die Volksüberlieferung mit dem Hügel des Utter in Schweden gegen die andere Meinung recht behalten. Jeden Zweifel mußte aber die Untersuchung des Ottarrshügels selbst (in den Jahren 1914 und 1916) zerstreuen. Der Inhalt des Grabhügels ließ eine Datierung auf ungefähr 525 n. Chr. zu, also gerade auf den Zeitpunkt, auf den nach Nermans Berechnung Ottars Tod gefallen sein mußte.

Aber noch mehr: auch durch die Benennung eines der drei Hügel bei Upsala als Hügel des Ódin scheint die Überlieferung gestützt zu werden. Otto von Friesen hat auf folgendes aufmerksam gemacht (in Etnologiska studier, tillägnade Hammarstedt, Stockholm 1921, S. 216.). Der Name Aun muß in der Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung *Autha-winiR gelautes haben. Daraus konnte sich lautgesetzlich auf schwedischem Boden eine Form

*Authin entwickeln, während von einer westnordischen Form Authun Aun die reduzierte Gestalt darstellt. Die Weiterentwicklung von *Authin ist aber das oft erscheinende öthin. Aus diesem konnte nun sehr leicht ein Ódinn gemacht werden.¹⁾ Hatte man auf diese Weise Ódin in dem einen der Upsala-Hügeln zu Grabe getragen, so lag es nahe, an Hand der Dreizahl der Hügel und der nordischen Hauptgottheiten die zwei anderen Hügel als die Gräber Thórs und Freys zu betrachten.²⁾

Das vorliegende Beispiel ist ohne Zweifel eines der interessantesten in seiner Art. Aber es gibt noch andere Überlieferungen, die sich als im Kerne richtig erwiesen haben.

(Schluß folgt.)

Sagen, die auf dem Gebiet des einstigen Knittelfelder Galgen entstanden.

Von Dr. Gisela Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

Auf der linken Seite der Reichsstraße, die von Zeltweg nach Knittelfeld führt, nahe dem linken Ufer des Ingeringbaches, erhebt sich am Fuße eines Hügels ein Bild des Gekreuzigten, eingefriedet von schmucklosem Holzzaun. Oft bekunden frische, dem Heiland dargebrachte Blumen, daß das Standbild sich im Volk noch werktätiger Verehrung erfreut, manches alte Mütterlein verrichtet dort noch seine Andacht.

Wie Pirchegger (Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer, Beilage zu Nr. 259 des »Grazer Tagblattes« vom 21. September 1913, »Steirische Galgen IV.«) auf Grund einer vielleicht im letzten Regierungsjahr Maria Theresias begonnenen, 1788 vollendeten Karte von Innerösterreich nachweist, ragte dort, am linken Ingeringufer zwischen Bach und Straße, einst der Galgen empor. Herr Stadtsekretär Großmann teilte mir auf Grund seiner in Graz gepflogenen Nachforschungen mit, daß wahrscheinlich der kleine Büchel hinter dem Kreuz als Standplatz zu betrachten sei. Es ist nun merkwürdig, daß der Volksglaube es in dieser Gegend noch heute »umgehen« läßt, ohne daß weder die davon Betroffenen noch meine Berichterstatlerin, ein altes, in der Nähe wohnendes Mütterlein, eine Ahnung von dem Zusammenhang des Spukes mit dem Galgengrund haben. Das noch gar nicht so lange

¹⁾ Als guten Beleg für derartigen Namenswechsel zieht Nerman (Etnologiska studier, tillägnade Hammarstedt, S. 216) eine Stelle bei dem isländischen Geschichtschreiber Snorri heran, wo es heißt, daß Audun seinen Namen nach Ódin erhielt!

²⁾ Nebenbei sei bemerkt, daß es ähnliche, auf heidnische Zeit hindeutende Namen von Grabhügeln und anderen Örtlichkeiten auf nordfriesischen Inseln gibt. So war auf Sylt ein Thórshoog, ein Wedhoog; eine Schlucht bei einem Hügel, der offenbar Helhoog hieß, trug die Bezeichnung Helhooggap (vergleiche Ginnunga-gap in der Edda); eine ältere Karte verzeichnet ein templum woedae und dergleichen. (Chr. Jensen, Grabhügel und Hünengräber der nordfriesischen Inseln in der Sage, Globus 73, S. 129 ff.) Die auffallende Häufigkeit solcher Namen auf diesen Inseln läßt allerdings Bedenken an Alter und Echtheit aufkommen.

in der Nähe erbaute Haus führt den Namen »in Amerika«, weil zwei reiche Amerikaner († 1875 und 1880) darin gewohnt haben. Sie haben gewaltige Schätze dort vergraben, über deren Herkunft man nichts weiß. Deshalb geistert es in dem Hause; manchmal können die Bewohner die ganze Nacht nicht schlafen, so rumort es in den Zimmern. Doch haben alle Nachforschungen nichts gefruchtet. Fände man den Schatz, müßte man ihn der Kirche oder wohlthätigen Zwecken spenden, weil er einst, ohne den Menschen zu dienen, zusammengetragen worden sei.

Es ist anzunehmen, daß eine an dieser Stelle schon lange bestehende Schatzsage auf die Ausländer übertragen wurde, denen gerade als Amerikanern für das Volk etwas besonders Geheimnisvolles anhaftete.

Von dem Galgenkreuz geht ein Wiesenweg zur Gaalerstraße, die, nahe dem Kapuzinerkloster, in die Stadt führt. An seiner Einmündung in die Straße erhebt sich ein verwittertes Kapellchen, das rote Kreuz genannt. Die Hauptnische schmückt jetzt ein Marienstandbild, die Innenwände weisen Bilder von Auferstehung und Himmelfahrt auf. In der kleinen Nische, oben an der Vorderseite ist noch das auf die Dreifaltigkeit hinweisende dreieckige Auge zu erkennen. Die linke Außenwand zeigt den heiligen Georg in der typischen Darstellung, wie ihn zum Beispiel auch das Passionale wiedergibt. (Des Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passionale, Sommerteil, Leipzig MCMXIII, S. 18.) Auf der rechten Seite läßt sich nur noch ein Frauenkopf wahrnehmen.

Da auch um dieses Kreuz sich Schatzsagen schlingen, vermutete ich daß früher vielleicht hier, fern der Landstraße, die Verbrecher den letzten Weg geführt wurden. Herr Großmann bestätigte mir nach seinen Nachforschungen in Graz diese Vermutung und erzählte auch, daß er sich noch an den sehr bezeichnenden Namen »Seufzweg« für den Wiesenpfad erinnere. Joh. Krainz (Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochland, gesammelt und herausgegeben von J. Krainz, Bruck a. d. Mur 1880, S. 198) weiß nur von einer schwarzen Frau, die sich in der Dämmerung dort zeige, aber verschwinde, wenn man sich ihr nähere, und von Geistern, die zwischen 11 und 1 Uhr nachts hier ihr Unwesen treiben und den Wanderer irreführen. Mir erzählte eine Frau, nach den Berichten ihrer Großmutter, es sei beim roten Kreuz ein großer Schatz verborgen, den nachts tanzende Lichter anzeigten und den ein schwarzer Hund mit feurigen Augen hüte. Oft schon habe man dort gegraben, doch ohne Erfolg, da die Erde beim Ausheben immer schwerer und schwerer werde. Doch blickt in der Dämmerung noch so mancher in geheimem Grauen und doch voll Zuversicht nach dem Kreuz, das endlich seine Schätze den Suchern erschließen solle.

Tanzende Lichter und Poltergeister, die ruhelose Seelen verkörpern, dürfen uns in der Gegendnähe nicht wundern. Es ist aber eigentümlich, daß wir dort auch Sagen von verborgenen Schätzen finden; als Hüter des Hortes erscheint, wie überall, die schwarze Frau und der feuraugige Hund. Es scheint demnach das Volk ursprünglich die Verbrechen hauptsächlich auf den unrechtmäßigen Erwerb von Geld und Gut zurückgeführt zu haben.

Zur Ortsnamenforschung.

Anläßlich der Abhandlung von Primus Lessiak »Die kärntischen Ortsnamen«. Mit einer ausführlichen Einleitung über die kärntische Ortsnamensbildung. Erschienen im 112. Jahrgang der »Carinthia«. Klagenfurt 1922.

Von Anton Mayer, Zittau.

Aus dem erfreulichen Aufschwung, den die Volks- und Heimatkunde in den letzten Jahrzehnten genommen, hat auch die Ortsnamenforschung großen Nutzen gezogen. Nicht etwa, daß es ihr früher an Bearbeitern gemangelt hätte; im Gegenteil, unter den älteren Provinz- und Lokalhistorikern war die Ortsnamenkunde seit jeher ein beliebter Tummelplatz, auf dem sie ihrer Phantasie freien Lauf lassen konnten. Aber verhältnismäßig selten findet man unter ihren Werken brauchbare Arbeiten auf diesem Gebiete, wie es die 1501 erschienene »Germania« und die »Declaratio« (1502) des elsässischen Humanisten Jakob Wimpfeling sind, der schon damals aus den Ortsnamen des Elsasses die Deutschheit dieses Landes bewies. An diesem frühen Beispiel schon können wir ermessen, in wie hervorragender Weise uns die Ortsnamen den Gang der Besiedlung eines Landes aufzeigen können, schon darum, weil sie in eine Zeit hinaufreichen, aus der uns keine Urkunden, ja oft keine oder nur spärliche historische Nachrichten überliefert sind. Aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts versuchte der Rechtshistoriker Wilhelm Arnold diese Quelle in methodischer Weise für die Besiedlungskunde zu erschließen, indem er in seinem Werke »Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme auf Grund hessischer Ortsnamen« (Marburg a. L. 1875) und im Aufsätze »Die Ortsnamen als Geschichtsquelle« (in den »Studien zur deutschen Kulturgeschichte«, Stuttgart 1882) die deutschen Ortsnamen ihrem Alter nach in Schichten schied, ja darüber hinaus gewisse Ortsnamengruppen nicht nur sprachlich sonderte, sondern auf bestimmte Stämme zurückführte; so glaubte er, zum Beispiel die mit -heim gebildeten Orte nicht nur dem frühen Mittelalter zuweisen, sondern sie auch als fränkische Siedlungen ansprechen zu dürfen, da die Franken diese Bildung ungemein bevorzugten. Obwohl dies nicht geleugnet werden kann, so begegnet man doch andererseits zum Beispiel in Bayern so zahlreichen -heim(-ham)-Orten, daß man sie unmöglich für lauter fränkische Siedlungen halten kann. So ist man heutzutage davon abgekommen, aus der Ortsnamensbildung auf den Stamm zu schließen, siegreich aber hat sich die Erkenntnis behauptet, daß gewisse Bildungen einer Mode gleich für manche Zeiten charakteristisch sind, daß sie also das Merkmal wenn auch nicht eines Stammes, so doch das einer Zeit sind.

Da die Ergebnisse der Ortsnamenforschung vornehmlich der Geschichte zugute zu kommen schienen, so war das Interesse der zünftigen Philologen dafür ziemlich begrenzt. Eben darum vielleicht mehrten sich toponomastische Arbeiten von Historikern und Geographen, die sich von Arnold leider dadurch unterscheiden, daß sie gediegener Sprachkenntnisse entraten zu können glaubten. Diesen Mangel weisen zum Beispiel die Werke des Schweizer Geographen Egli auf, der in der sogenannten Realprobe nahezu einen Ersatz für linguistische Kenntnisse suchte. Sie besteht darin, daß die gegebene Namensdeutung in der natürlichen Lage und Beschaffenheit des Ortes ihre Bestätigung finden muß. Nun kann, wenn sich das Aussehen eines

Ortes im Laufe der Zeit verändert hat, die Realprobe nicht stimmen und die Erklärung dennoch richtig sein; zum Beispiel kann ein Wald, der einem Orte den Namen einst gegeben, nicht mehr vorhanden sein. Oder wie soll man die Realprobe an Patronymika auf -ing oder bei Genitivbildungen, wie Waltrams, Wolfharts, durchführen? Die Realprobe, so sehr sie nicht verschmäht werden darf, ist somit kein Allheilmittel. Darum sind Eglis »Nomina geographica« ein anziehendes kulturhistorisches Lesebuch, das uns die Deutungen vieler wichtigen Orte übersichtlich zusammenstellt, das aber, da ohne genügende philologische Kenntnisse unternommen, in seinen Ergebnissen nur mit Vorsicht benützt werden darf.

Die Namenkunde ist eben eine philologische Disziplin, die freilich ohne historische und geographische Kenntnisse mit Erfolg nicht betrieben werden kann. Sie aber darum zu einer historischen Disziplin zu erklären, wäre ebenso falsch, wie wenn man zum Beispiel für die Literaturgeschichte dasselbe täte, weil die Literatur keines Zeitraumes ohne genaue Kenntnis der politischen und Kulturgeschichte richtig verstanden oder gewertet werden kann. Auch die Ergebnisse der Namenkunde kommen nicht allein der Geschichte zugute, indem aus der Namenbildung die Zeit und die nationale Zugehörigkeit der Ortsgründer erschlossen werden kann, sie sind von unschätzbarem Werte für die Sprachgeschichte und für die Entwicklungsgeschichte der Mundarten. Seitdem aber der Prager Literaturhistoriker August Sauer in seiner bekannten Rektoratsrede 1908 die Bedeutung der Volkskunde für die Literaturforschung hervorgehoben, ja dieser durch die Verwertung volkskundlicher Forschung neue Wege gewiesen hat, erfreuen sich alle philologischen Hilfsdisziplinen, zu denen die Ortsnamenkunde gehört, auch bei Literaturhistorikern einer erhöhten Beachtung und jedes Jahr bringt neue tüchtige Arbeiten auf diesem Gebiete.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, daß die Ortsnamenforschung zu den schwierigsten Aufgaben der Sprachforschung gehört. Bei der Erklärung eines Names müssen die sprachlichen mit den historischen und geographischen Daten sorgfältig verglichen werden. Dazu ist, wie Lessiak treffend sagt, Orts- und Sachkenntnis, kritisches Urteil gegenüber den geschichtlichen Quellen, vor allem aber ausgiebiges Wissen in sprachlichen Dingen erforderlich. Und auch darin stimmen wir ihm vollkommen bei, die Ortsnamenforschung ist besonders schwierig auf einem Boden, auf dem verschiedene Völker in buntem Wechsel einander ablösten und auf dem heute noch Vertreter zweier sprachlich fernstehender Volksstämme nebeneinander leben. Dann muß der Forscher auch mit den Sprachen und Sprachgesetzen der anderen Völker, die in dem betreffenden Lande wohnten oder noch wohnen, vertraut sein. Denn es obliegt ihm, die Entwicklung eines aus einer fremden Sprache übernommenen Namens in beiden Sprachen zu verfolgen und die Gesetze festzustellen, unter welchen die Übernahme geschah. Da diese zu verschiedenen Zeiten erfolgt sein kann, so kann natürlich infolge Eintrittes eines Lautwandels auch die Lautsubstitution eine verschiedene sein.

Diese Grundsätze, so einleuchtend sie auch sind, werden selbst von bedeutenden Sprachforschern nicht immer beachtet. Besonders bei den Slawisten hatte meistens aus politischen Gründen der Unfug überhand genommen, die Namen von Gebieten, in die einst die Slawen auch nur vorübergehend ein-

gedrungen waren, samt und sonders in das Prokrustesbett ihrer oft eigenwilligen Etymologie zu zwingen und sie für slawisch zu erklären, sich aber gar nicht darum zu kümmern, wie der anderssprachige Name aus dem angeblich slawischen entstanden wäre. Ja, sie gelangten dazu, selbst Orte, wohin Slawen nachweislich nie gelangten, für sich zu beanspruchen, wie Konstanz und Bregenz, weil sie am einstigen *lacus Venetus* lägen, die Veneter aber Wenden, d. h. Slawen gewesen wären (Ketrzynski im 40. Band der Abhandlungen der Krakauer Akademie, 1899); dann aber müßten auch die Veneter in der Bretagne und in Paphlagonien Slawen gewesen sein! Oder es gilt ihnen für ausgemacht, daß der Name der *March*, der tschechisch *Morawa* lautet, slawisch ist, man sucht aber bei all diesen Herren umsonst nach einer Erklärung, warum der Fluß im Altertum *Marus* und heute bei den Deutschen *March* heißt. Man sieht, wie des Russen Sobiestjanski Mahnung, die slawischen Gelehrten möchten sich bei der Erforschung des slawischen Altertums bloß von der Wahrheit leiten lassen, die dieser schon 1892 (in der in Charkow russisch erschienenen Schrift »Die Lehren von den nationalen Eigentümlichkeiten des Charakters und der Rechtszustände der alten Slawen«) aussprach, nur allzu berechtigt war. Selbst Miklosich, so große Verdienste er sich auch sonst erworben haben mag, ist von diesem Vorwurf nicht freizusprechen; so leitet er den Namen der Elbe, tschechisch *Laabe*, von slaw. *lab*, »einem dunklen Stamme«, wie er sagt, ab, trotzdem dies durch die ganze historische Überlieferung ausgeschlossen ist. Natürlich wurde Miklosichs Ansatz von den Tschechen gehörig ausgeschrotet. Dabei hatte Miklosich in dem leider noch immer nicht nach Gebühr gewürdigten Deutschböhmen Ignaz Petters einen Vorläufer, bei dem er nicht nur eine systematische Darstellung der slawischen Ortsnamenbildung vorfand, sondern der ihn durch seine Beobachtung der Lautsubstitution in methodischer Beziehung übertraf.

(Schluß folgt.)

Die Akten über Johann Georg Grasel und die Volkskunde.

Von Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien.

Für eine im Rikola-Verlag Wien erscheinende Sammlung »Aus dem Archiv des Grauen Hauses« bearbeite ich die Geschichte des bekannten, vielfach zum Gegenstand der Volkssage gewordenen Räubers und Einbrechers Johann Georg Grasel (1790—1818). Das nicht gerade vollständig erhaltene, aber doch in seinen wichtigsten Stücken der Vernichtung entgangene Aktenmaterial enthält viel volkskundliche Nachrichten. Die Akten des Wiener Magistrats als Kriminalgericht liegen, soweit sie erhalten sind, im Archiv des Landesgerichtes Wien I in Strafsachen. Während über Grasel's Genossen meist nur ganz wenige Aktenstücke (meist Journal, Referat und Urteil) erhalten sind, sind über Grasel selbst zwei starke Faszikel vorhanden, deren einer ausschließlich aus dem 568 Bogen umfassenden Verhörprotokoll besteht, dem weitaus kostbarsten Stück des ganzen Materials. Die Akten der Obersten Justizstelle (im Staatsarchiv für Inneres und Justiz) in einem Faszikel mit der

Aufchrift 94, lit. G, enthalten einige interessante Stücke aus den Jahren 1815 bis 1835, darunter das höchst interessante ausführliche Referat über Thomas Grasel, Grasels Vater. Die Akten des Hofkriegsrates (im Kriegsarchiv), auf mehrere Stücke in den Jahren 1817 und 1818 verstreut, enthalten unter der Bezeichnung H 89 aus dem Jahre 1818 das sehr ausführliche Referat über Grasel und »seine militärischen Lastergepäne«. Die Akten der Zensur- und Polizeihofstelle endlich im Staatsarchiv für Inneres und Justiz bringen namentlich in den Faszikeln Nr. 235/1815 und Nr. 6/18 6 manches interessante Material.

Was den volkskundlichen Inhalt der Akten, vor allem des Verhörprotokolls betrifft, so erstreckt er sich auf religiöse Vorstellungen (Gelübde für glückliche Entweichung aus dem Kerker, Wallfahrten u. s. w.), Aberglauben (Diebssegen, sog. Coronagebet), eingehende Nachrichten über bürgerlichen und bäuerlichen Mobilienbesitz im Waldviertel (Verzeichnisse und Beschreibungen entwendeten Gutes), über die Sicherheitseinrichtungen an Häusern und in Arresten (Fenstergitter und die Art ihrer Befestigung, Schlösser, Schlüssel u. s. w.), über Einbruchswerkzeuge, über Mahlzeiten, Tabak- und Weingenuß, Kleidung, Bräuche, Feste, Verkehrsverhältnisse, über die sogenannte Schinder- oder Haltersprache u. s. w. Um nur eines zu erwähnen: in all den zahllosen Fällen wird beim Einbruch zuerst das eiserne Fenstergitter weggebrochen, dann das Fenster eingedrückt. Daraus geht hervor, daß es keine Doppelfenster gab und daß das Fenster nach innen geöffnet wurde, weil es innerhalb des Gitters lag. Heute hat wohl jeder Bauernhof Doppelfenster und das Gitter im Fensterstock zwischen den beiden Fenstern.

Die Volkskunde auf der Jubiläumsausstellung zu Göteborg (Schweden).

Von Dr. Rosa Schömer, Wien.

Die große Ausstellung in Gotenburg, die anlässlich des dreihundertjährigen Gründungsjubiläums der Stadt im Sommer 1923 veranstaltet wurde, enthielt auch eine schöne, volkskundliche Abteilung, die einen Überblick über die bäuerliche Kultur Westschwedens, das ist der Landschaften Halland, Västergötland, Bohuslän und Dalsland, gab. Es wurde eine systematische Übersicht über Besiedlung und Hausbau, Textilkunst und Landwirtschaft (einschließlich einer Sammlung von Jagdgerätschaften) geboten. Durch eine Anzahl repräsentativer Gegenstände wurde das Wesentlichste in Sitte und Brauch, Volkskunst und Hausarbeit dargestellt. Jene Beschäftigungen, wie Mahlen, Backen u. s. w., die später im städtischen Handwerk spezialisiert wurden, waren in der handwerksgeschichtlichen Abteilung vertreten, und ein eigener Raum war den Zunftgegenständen eingeräumt. Die ausgestellten Objekte stammten teils aus Privatbesitz und teils aus den Sammlungen der Museen.¹⁾

Die bäuerliche Kultur in Westschweden ist nicht einheitlich und schon durch die Siedlungsweise wird das Gebiet in zwei Teile getrennt, die sich an Nord- und Südschweden anschließen. Halland und Bohuslän gehörten einst

¹⁾ Mit Benützung der Ausstellungskataloge.

zu Dänemark und dänischer, wie auch norwegischer Kultureinfluß macht sich in mancher Hinsicht bemerkbar. Dalsland hat als wenig zugängliche Waldlandschaft viele altertümliche Züge bewahrt.

Vier Räume waren mit Möbeln aus Halland, Bohuslän, Dalsland und Västergötland eingerichtet. Es waren handfeste Tische, Bänke, Stühle, Truhen und Betten, bunt bemalt oder geschnitzt, meist im vergrößerten Stil des 18. Jahrhunderts, doch fanden sich auch ältere Stücke. Interessant waren die Eckkästchen, die man auf den wandfesten Bänken in den Bauernstuben aufstellte. Das älteste stammte aus dem Jahre 1691, ein anderes war kunstvoll geschnitzt und trug neben einer lateinischen Inschrift auch Runenzeichen. Bänke und Stühle hatten manchmal eine umklappbare Rückenlehne. Typisch für Bohuslän war ein großer, eiserner Ofen norwegischer Herkunft aus dem Jahre 1754. Eigenartig waren die großen Standuhren in dem charakteristischen geschweiften Barockgehäuse. Sie heißen »moraklockor« nach dem Ort Mora in der Landschaft Dalarna, wo das Uhrmacherhandwerk wie im Schwarzwald als Hausgewerbe getrieben wurde. Eine typische schwedische Bauernmalerei auf Papier, die in ganz primitiver, kindlicher Art Szenen aus dem Alten Testament darstellte, diente als Wandschmuck.

Mannigfacher Hausrat veranschaulichte die bäuerliche Lebensführung. Die Küchengeräte waren die für das offene Feuer üblichen, Interesse erregten aus Talkstein geschnittene Kochgefäße. Ein aus dünnen, ineinander geschobenen Holzplättchen gefertigter Untersatz »pannring« glich ganz dem in gleicher Verwendung stehenden braunschweigischen »Schöttelkrans« (Schüsselkranz).¹⁾ Tranlampen, Kienspanhalter, primitive Laternen ohne Glas und Leuchter aus Ton (Fußangel- und Turmtypus) sowie Holz (sog. »häststakar« mit geschnitzten Pferdeköpfen) stellten eine ältere Stufe des Beleuchtungswesens dar. In einem so walddreichen Lande wie Schweden war Holz das von der Natur gegebene Material für den Hausbau und alle Arten volkstümlicher Hausindustrie, wie bei uns z. B. in den Alpen. Spezifisch nordisch waren die gedrechselten und bemalten hölzernen Trinkgefäße, die besonders zum Biertrinken verwendet wurden. Da gab es gewaltig große, rundbauchige Bierkannen mit einem Schnabel, aus denen der Inhalt in die eigentlichen Trinkschalen gegossen wurde, daneben nicht minder große Bierkufen, die man auf den Tisch stellte und in denen die sogenannten »ölgäss« (Biergänse) oder »ölhanar« (Bierhähne) herumschwammen, Gefäße mit einem Tierkopf als Griff. Die Volkskunst wurde besonders durch Liebesgaben, Bräutigamsgeschenke dargestellt. Hiezu gehörten geschnitzte Brautschreine, Mangelbretter, bunt bemalte Brautrechen. Hochinteressant waren die Strofiguren (alter Mann, altes Weib, Bock und Henne), die bei den zur Julzeit üblichen Spielen verwendet wurden, sowie die verschiedenen Julbrote und Kuchen, an die sich Fruchtbarkeitsbräuche knüpften. Kalenderstäbe mit Runenzeichen aus dem 17. Jahrhundert erinnerten daran, daß die Kenntnis der Runen im Norden sich viel länger als bei uns erhielt. An die alte Dorfgemeinschaft gemahnten Schulzenstäbe, Botenstöcke, Dorfhörner sowie Kerbhölzer und andere Zeichen für öffentliche Arbeiten, an denen alle in bestimmter Reihenfolge teilnehmen mußten.

¹⁾ Vergl. R. Andree: Braunschweig. Volkskunde, S. 188.

In einem großen Saal waren die Erzeugnisse der hochstehenden westschwedischen Hausweberei und andere weibliche Handarbeiten ausgestellt. Das hier vereinigte Material war das Ergebnis einer methodischen Durchforschung Westschwedens unter Leitung Fräulein Vivi Sylwans. Die Stücke stammten meist aus der Zeit von 1700 bis 1850, einzelne waren aber älter. Die bäuerliche Wohnstube, insbesondere die bis zum First offene »ryggåstuga«, die vielfach geeignete Flächen darbot, bildete den Hintergrund für die Erzeugnisse volkstümlicher schwedischer Webekunst. Diese Hausindustrie ist aus den allgemeinen Typen des Mittelalters und der Renaissance erwachsen, dürfte aber teilweise auch älteren Ursprungs sein und hat durch Zusätze der wechselnden Stilströmungen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts ihren heute noch bewahrten Charakter erhalten. Die Sitte, die Wände der Wohnstube mit Decken und Hängetüchern zu schmücken, ist uralt im Norden und wurde bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts von den schwedischen Bauern beibehalten. Die Hängetücher waren meist aus Leinen mit gemustertem Rand oder mit Spitzeneinsatz verziert. Die langen Bänke wurden mit eigens in dieser Länge gewebten Decken belegt und die Bettausstattung und Handtücher boten hier, wie überall im Bauernhaus, reichlich Gelegenheit zu textiler Ausschmückung. Sehr schön gemustert und ausgeführt waren die verschiedenen Decken. Einzelne Webetechniken gehen bis ins Mittelalter zurück. Aus einer höheren Kultursphäre stammt die Gobelintechnik, in der Bankdecken und Kissen gewebt wurden, deren Muster oft noch deutlich auf ihren Ursprung hinweisen. Kolorierte Photographien von Stücken mit musterhistorischer Bedeutung ergänzten die Sammlung. Unter den Trachten erregte die Brauttracht von Toarp Interesse, die städtischen Charakter hatte, aber mit Zusätzen im bäuerischen Geschmack versehen war. Sehr schön, meist mit Silber gestickt waren die Handschuhe, von denen ein Paar aus dem Jahre 1764 stammte.

Die Sammlung von Jagdgerätschaften enthielt für die Wolfsjagd gebrauchte Gegenstände, wie Wolfsspieße, Netze, Stachelhalsbänder für die Hunde, ferner verschiedene Fuchs- und Dachsfallen, Hasen- und Auerhahn-schlingen, Schlageisen für Ottern, Bären, Füchse und Habichte, sowie künstliche Lockvögel für die Jagd auf Schwimmvögel. Daran schloß sich eine Ausstellung von landwirtschaftlichen Geräten, Fuhrwerken und Schlitten. Eine kurze Sense aus Norwegen stellte ein Mittelding zwischen Sense und Sichel dar.

Siedelung und Bauwesen bildeten die nächste große Abteilung. Durch eine Reihe instruktiver Zeichnungen, Photographien und Modelle wurden die westschwedischen Bauernhofformen und Haustypen, sowie die Entwicklung der letzteren dargestellt. In Halland und Västergötland herrscht wie in Südschweden die dorfweise Siedelung vor, während Einzelhöfe für Bohuslän und Dalsland charakteristisch sind. Typisch für Halland und Bohuslän sind geschlossene Vierseithöfe von derselben Anlage wie in Schonen und Dänemark, während im übrigen Westschweden Wohn- und Wirtschaftsgebäude für sich stehen, aber keinen geschlossenen Hof bilden. Im südlichen Westschweden sind die Gebäude meist in »skiftesverk«, einer Art Fachwerk, errichtet, wobei die Pfosten einem Rahmenwerk von Ständern eingefügt werden, im Norden dagegen herrscht der Blockbau vor. Unter den Haustypen sind zwei sehr interessant: die »ryggåstuga«, die einem sehr alten Typus angehört, und die

»parstuga«, die gewissermaßen eine Verdopplung des einfachen Wohnhauses darstellt, die aber nicht mehr bis zum First offen ist. Der Eingang befindet sich hier in der Mitte der Langseite des Hauses. Durch einen solchen Zubau an einer Giebelseite werden auch Doppelscheunen und Speicher gebildet. Dieses Prinzip, einen Doppelkomplex zu schaffen, der später zu einer Einheit verschmälzt, ist von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung des schwedischen Bauwesens.¹⁾ Auch die »ryggåsstuga« wurde oft durch Hinzufügung eines Speichers an einer oder beiden Giebelseiten vergrößert und bildete dann den charakteristischen südgötischen Typus. Diese Speicher heißen »härbre« (von Herberge) und enthalten auch meist Gast- oder Gesindebetten. Die Zubauten überragen die niedrige altertümliche Wohnstube, die nur mit dem mächtigen Schornstein in die Höhe strebt, um ein Beträchtliches, und der ganze Komplex bietet einen malerischen Eindruck. Dalsland, das viele Altertümlichkeiten bewahrt hat, bildet die Südgrenze für Pfostenspeicher und »kubbestolar«, eigenartige Stühle, die massiv aus einem Baumstamm geschnitzt sind.

In dem angrenzenden Studierraum befand sich das Bauarchiv, das zirka 1000 Photographien, Pläne und Zeichnungen in topographischer Ordnung enthielt. Dieses Material ist aber nur ein Teil der viel größeren Sammlung des Nordischen Museums in Stockholm, die ganz Schweden umfaßt und unter der Leitung S. Erixons zustande gebracht wurde. Hiedurch ist eine überaus wertvolle Grundlage für die schwedische Hausbauforschung und für vergleichende Studien geschaffen. Es dürfte kaum ein Land geben, das diesem Werk etwas Ähnliches an die Seite stellen könnte.

(Schluß folgt.)

Hofrat Prof. Dr. V. Jagić †.

Im Sommer 1923 ist der Nestor der wissenschaftlichen Slawistik Hofrat Dr. V. Jagić, Ehrenmitglied und langjähriger Vizepräsident des Vereines für Volkskunde, im hohen Alter von 86 Jahren aus dem Leben geschieden. Unmittelbar an Franz Miklosich, den Begründer der slawischen Sprach- und Altertumswissenschaft, muß die wissenschaftliche Erscheinung von Prof. V. Jagić als dessen Nachfolger und Fortsetzer angeschlossen werden. Ist Miklosich der »slawische Grimm« genannt worden, so darf Jagić etwa als der slawische Karl Weinhold bezeichnet werden. Es ist hier nicht der Ort, die umfassende sprachwissenschaftliche Lebensarbeit des Verewigten zu würdigen; derselbe hat aber auch, ebenso wie Weinhold zur deutschen Volkskunde, zur slawischen Altertums- und Volkskunde reiche und rege Beziehungen gepflegt und sich mit der Herausgabe des Archivs für slawische Philologie die größten Verdienste auch in dieser Richtung erworben. Unserem Verein stand Hofrat V. Jagić seit dessen Begründung mit seiner reichen Erfahrung und seinem hohen Ansehen stets hilfreich zur Seite; er hat sich durch viele Jahre als leitender Vizepräsident die größten Verdienste um die Entwicklung und

¹⁾ Vergl. die grundlegenden Aufsätze S. Erixons: Några bidrag till det nordiska husets historia, Fataburen, 1917, und Svensk byggnadskultur och dess geografi, Ymer, 1922.

Sicherung unserer Gesellschaft erworben. Der Unterzeichnete speziell betrauert in dem Heimgegangenen einen gütigen Berater, der ihm in den schwierigsten Entwicklungsphasen des Vereines und Museums für Volkskunde stets wohlgesinnt mit Rat und Tat zur Seite gestanden ist. Unser wärmstes und ehrenvollstes Andenken bleibt dem verewigten Gelehrten immerdar gesichert.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Karl Kronfuß †.

Am 21. Dezember 1923 ist unser Ehrenmitglied Hofrat Ing. Karl Kronfuß aus dem Leben geschieden. Sein Name bleibt mit der Pflege und der Erforschung des deutschen Volksliedes in Österreich in dauernder und ehrenvoller Verbindung. Er gründete 1889 mit Prof. Josef Pommer den Deutschen Volksgesangverein sowie dessen verdienstvolle Zeitschrift »Das deutsche Volkslied« und gestaltete dieselbe mit seinen Mitarbeitern Fraungruber und K. Liebleitner zu einem wertvollen Quellenwerk für österreichische Volkskunde. Wir bewahren in unseren Kreisen dem Verewigten ein ehrenvolles Andenken.

Literatur der Volkskunde.

Dr. Konrad Schiffmann: Das Land ob der Enns. Eine alt-bayerische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse und Seen. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1922. XII + 248 S. 8°.

Im Vorwort verspricht der Verfasser, mit den Mitteln der modernen Sprachwissenschaft die Namen Oberösterreichs in den Hauptzügen zu erläutern. Aber schon in den Literaturangaben vermißt man die für die österreichische Ortsnamenforschung höchst bedeutsamen Arbeiten Primus Lessiaks und den Namen Berneker. Bei weiterer Lesung des Buches erstaunt der Kundige über die Willkürlichkeit des Verfassers, der — wie sich mehr und mehr herausstellt — alles eher als mit dem Rüstzeug der modernen Sprachwissenschaft versehen ist. Es muß denn leider ohne Umschweife ausgesprochen werden, daß Schiffmanns Buch voll der größten Irrtümer in Einzelheiten und in den Schlußfolgerungen ist. Es würde den hier zugemessenen Raum weit überschreiten, wollte ich Schiffmanns Irrtümer der Reihe nach aufzeigen und richtigstellen. Ich müßte ein Buch vom Umfang des Schiffmannschen schreiben. Ich will mich damit begnügen, an einigen Beispielen Schiffmanns Methodelosigkeit zu kennzeichnen. Das Buch Sch. ist bereits von sachkundiger Seite besprochen worden, so von Edw. Schroeder im Anz. f. deutsches Altert. (1923) und von Dr. E. Schwarz im 9. Jahrgang der Bayrischen Hefte für Volkskunde (S. 131 ff.). E. Schwarz hat ebendort (S. 34 ff.) eine vorzügliche Darstellung der Ortsnamen des östlichen Oberösterreich veröffentlicht, die zeigt, daß er, aus der Schule Lessiaks kommend, der rechte Mann für diese Aufgabe ist. Auf die Rezension und die Abhandlung von Schwarz muß hier hingewiesen werden, weil Schiffmann in einer Broschüre »Über slawische und vordeutsche Ortsnamen in Oberösterreich« (12 S. 8°, die er als Nachtrag zur zweiten Auflage seines Buches drucken ließ, zu den Aus-

fürhungen, Schwarzens Stellung nimmt. Schiffmann hat nun durch diese Replik noch entscheidender bewiesen, daß er die Tragweite sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse und Methode nicht zu erkennen vermag. So findet Sch die Gesetzmäßigkeit der Lautsubstitution nicht der Beachtung wert. Dadurch gerät er auf Irrwege und es entgeht ihm das Beste. Er verschmäht geradezu die sprachwissenschaftliche Methode und verlegt sich lieber aufs Raten.

Ich kann mir schwer etwas Unmethodischeres vorstellen als Schiffmanns Kapitel über die slawischen Ortsnamen Oberösterreichs. Nur ein Beispiel für viele: Nach Sch. (Nachtrag S. 6) ist für heutiges Triefhaid aus dem Jahre 1115 Threbeia, aus dem 13. Jahrhundert Trevay, aus dem Jahre 1356 Trefay überliefert. Mit Recht stellt Schwarz diesen Ortsnamen zu slawisch trěb-»roden«, denn die Sprachwissenschaft hat erkannt, daß stimmhaftes slawisches b im Bairischen durch v, das ist stimmhaftes f, wiedergegeben wird, wenn es nach dem Übergang des germanischen b in bairisches p (das ist stimmloser Lippenverschlußlaut) übernommen wurde. Wurde aber slawisches b vor diesem Übergang und vor dem Stimmhaftwerden des oberdeutschen f ins Bairische aufgenommen, so erscheint es wie germanisches b als p oder b, das heißt als stimmloser Verschlußlaut. Als w konnte slawisches b im Altbairischen und bis weit in die mittelhochdeutsche Zeit des Bairischen nicht wiedergegeben werden, weil das bairische w ein Halbvokal (vergl. das englische w) war, slawisches b aber ein stimmhafter Verschlußlaut. Slawisches v dagegen wurde im Altbairischen durch w wiedergegeben, weil die beiden Laute einander als bilabiale Halbvokale sehr nahe standen. Für unser Threbeia-Trefay ergibt sich daraus, daß es nicht, wie Schiffmann will, zu slawisch trav-»Gras« gestellt werden kann. Aber nun kommt das Lustige: obwohl Schiffmann die irrümliche Ableitung von trav- auf S. 6 des Nachtrages eifrig verteidigt, sagt er auf S. 242 seines Buches »Triefhaid... urk. curia Trevay, wahrscheinlich von trěbiti ‚roden‘. Vergl. Archiv f. österr. Gesch., 104. Bd., S. 547«. Der Fall beweist schlagend, wohin man kommt, wenn man die Ortsnamen in Schiffmanns Art behandelt: ins Raten und Meinen. Hätte Schiffmann unsere Formen mit den Augen des geschulten Linguisten (er versprach, es zu tun!) angesehen, so wäre er nicht nur zur richtigen Etymologie systematisch vorgedrungen, sondern hätte auch die sehr bemerkenswerte Tatsache feststellen können, daß der slawische Name zu verschiedenen Zeiten von den Baiern aus slawischem Munde übernommen wurde, nämlich zum ersten Mal, als germanisches b im Bairischen noch nicht zu p (b) geworden war, und dann nochmals, als dieser Übergang bereits eingetreten war. Daraus folgt, daß die Gegend, in der Triefhaid liegt, eine Zeitlang wahrscheinlich doppelsprachig gewesen ist.

Man könnte sagen, daß die Entgleisungen dort, wo es sich um Namen handelt, die aus dem Slawischen entlehnt sind, entschuldbar seien, weil es sich da doch um einigermaßen verwickelte Verhältnisse handelt, denen der Germanist Schiffmann eben nicht gewachsen war. Aber was soll man als Milderungsgrund anführen, wenn ein Germanist, der die oberösterreichischen Stiftsurbare herausgegeben hat, nicht weiß, was die ch im Alt- und Mittelhochdeutschen bedeuten! Allen Ernstes hält Schiffmann die ch der Urkunden in dem aus slawisch -ika entstandenen -icha für Bezeichnung der Spirans (Nachtrag, S. 4), obwohl er aus Schwarzens Rezension und früher schon aus

jeder althochdeutschen Grammatik sich hätte belehren können, daß ch hier sowie in anderen Stellungen Affrikata bedeutet. — Eine nicht geringe Anzahl von Ortsnamen, die nach Schiffmann slawischer Herkunft sein sollen, sind auf den ersten Blick als rein deutsche Namen zu erkennen. Ich nenne nur zwei: Stern und Plaiken. Jenes ist ein sehr häufiger Flurname und bezeichnet nichts anderes als eine sternförmige Grundfläche, dieses hat schon Schmeller (Bayr. Wörterbuch I², 323) richtig zu blecken gestellt auf Grund seiner Bedeutung »Stelle eines Berghanges, an welcher sich die Dammerde losgerissen hat . . .; so daß der Sand oder das nackte Gestein zum Vorschein kommt«. Schiffmann aber erfindet, um es zu slawisch mlaka »Sumpf« stellen zu können, tolle Dinge. Denn eine »Zerdehnung« von a in ai (mundartlich oa) aus den Ortsnamen Seifnitz, Weißgräben (nach Schiffmann urk. Wasgram), Weißgreiming (nach Schiffmann urk. Wasgriming), Breitenberg (nach Schiffmann im 12. Jahrhundert Pratemala) abzuleiten, ist vom Standpunkt des Philologen toll. Denn die ei in Seifnitz, Weißgräben, Weißgreiming sind häufig belegbare Schreibungen für mundartlich helles a, das für den sek. Umlaut von a gesprochen wird, die alte Schreibung Pratemala steht natürlich für Pratemala. Schiffmann hütet sich weislich, die mundartlichen Formen dieser Namen anzugeben und weitere urkundliche Belege anzuführen. Nicht genug, daß er uns hier die mundartlichen Formen vorenthält, setzt er für St. Johann a. Walde eine Form an, die es in der Mundart gar nicht gibt. Der Ort heißt Saigahons, nicht Soagahons, und ist keineswegs slawisch, wie Schiffmann will. (Vergl. Steinhauser, »Deutschöstr. Tageszeitung« vom 1. Juli 1923). Schiffmann geht aber noch weiter. Um seine »Zerdehnung« des a zu beweisen, führt er Aiterbach an, das er von einem konstruierten Aterbach herleitet, das gar nirgends belegt ist und dessen Ansatz erst möglich wäre, wenn die in Frage stehende »Zerdehnung« erwiesen wäre. Es ist unmöglich, auf alle Seltsamkeiten der Schiffmannschen Sprachwissenschaft hier zurückzukommen. Jeder Germanist wird ihrer unfehlbar gewahr. Es steht nur zu befürchten, daß Historiker, Geographen und andere Nichtphilologen sich irre führen lassen. Es sollen an diesem Ort noch zwei Fälle etwas genauer besprochen werden, weil sie für Schiffmanns Argumentation überaus bezeichnend sind. Schiffmann behauptet, »fremdes« ū sei im Altbairischen mit dem aus germanisch eu entstandenen Diphthong iu zusammengefallen. Er findet nämlich etliche Wörter mit eu geschrieben, wo er diese Schreibung nicht erwartet. Aber die meisten der wenigen Beispiele, die er in seinem Buch (S. 198) anführt, beweisen nichts anderes, als daß ū vor i, j umgelautet ist. Daß er dabei mhd. jinch »Joch« für ein Lehnwort aus dem Lateinischen hält, nur nebenbei. Ein von ihm kurzerhand mit heutigem Groissing identifiziertes urkundliches Chreutzaren führt er auch im Nachtrag wieder ins Feld, obwohl Schwarz (S. 76) die urkundlichen Formen Chreuzingen (1114), Krevzzing (1276), Grössing (1658) beibringt, woraus im Zusammenhalt mit dem mundartlichen Groissing unzweifelhaft hervorgeht, daß der Ort mit Chreutzaren nichts zu tun hat, sondern einen von ahd. chrebiz »Krebs« abgeleiteten Namen trägt. Das Beispiel ist also zu streichen, weil kein »fremdes« ū vorliegt. Ebenso wenig wird ein solches in dem Namen Piurpah stecken; wahrscheinlich handelt es sich um einen Biberbach: wie aus chrebiz ein chriuz, so wurde aus piber ein piur.

Schiffmann führt dann noch das mundartliche Pois (Weilchen) an und stellt es zu mhd pūse (Pause). Aber das etymologisch nicht durchsichtige Pois gehört gewiß nicht zu pūse, eher zu einem Stamm *but-, der mit *baut-zusammenzustellen ist und »schlagen, stoßen« bedeutet. Weder in seinem Buch noch im Nachtrag verrät Schiffmann, wo er die Schreibung Treun und Troin für Traun gefunden hat. Die prüfbaren urkundlichen Schreibungen und die mundartliche Aussprache weisen auf au aus älterem ü. Damit ist dem Schiffmannschen Lautgesetz der Boden entzogen und die ganze Hypothese, die er darauf stützt, unhaltbar.

Ganz ähnlich zieht er abermals aus einer sprachlich ganz unmöglichen Erklärung des mundartlichen gad in Ortsnamen wie St. Agathen, St. Martin sehr weitgehende Schlüsse auf Siedlung und Kultur der Slawen. Nun ist aber, wie Steinhäuser (»Deutschösterreich. Tageszeitung« vom 1. Juli 1923) gezeigt hat, dieses gad gar nicht slawischen Ursprungs, sondern es steckt darin gein »gegen« + t von sant (sankt). Die Sache ist nämlich so: aus Sant Ulrich wurde zunächst Tulrich (mundartlich etwa Tuara), indem man das t von sant zum Heiligennamen zog. Trat dann gein (gegen) vor Tuara (statt Uara), so ergab sich ein gesprochenes Gadūara, das dann wieder weiter zu gad Uara aufgelöst wurde, weil neben Duara in der besseren Sprache Ulrich stand. Damit fällt denn Schiffmanns Kartenhaus (S. 238) in sich zusammen.

Papier und Druck sind derzeit kostspielig und der Herausgeber hat eine kurze Besprechung verlangt. Es muß denn manches Ernste und Heitere unbesprochen bleiben, so zum Beispiel was Schiffmann über die Ochsenstraße und die Asten sagt, die er mit dem Kaiser Augustus zusammen bringt, was er über die Halloren anmerkt und den Namen unserer Stadt Wien bietet.

Eine Schlußfolgerung Schiffmanns muß aber noch besonders zurückgewiesen werden. Weil die slawischen Ortsnamen Oberösterreichs die hochdeutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht haben, seien die Slawen — so schließt er — erst nach dem 8. Jahrhundert ins Land gerufen worden. Nun für jeden, der die Sache unvoreingenommen betrachtet, folgt aus dem Vordersatz Schiffmanns nur, daß die slawischen Ortsnamen erst vom 8. Jahrhundert an von den Deutschen übernommen worden sein können, nicht aber daß die Slawen erst im 8. Jahrhundert nach Oberösterreich gerufen worden sind. Nach Schiffmann wären zur selben Zeit, als die Steiermark, Kärnten, Niederösterreich, das Gottscheer-Land und das Pustertal von Baiern besiedelt und in Kulturland verwandelt worden sind, nach Oberösterreich Slawen gerufen worden, um das Land urbar zu machen. Und diese Slawen hätten einen eigentümlichen christlichen Kult mitgebracht! Sie hätten in dem bereits von Baiern besetzten Land nicht nur Dörfern, sondern auch Bergen und Gewässern Namen gegeben. Aber wir wissen und Schiffmann sagt es selbst in seinem, an inneren Widersprüchen nicht eben armen Buch, daß die Slawen Wälder und steile Hänge mieden, wir wissen, daß die Deutschen als Waldroder in den seit dem 6. Jahrhundert von Slawen dünn besiedelten Ostalpen tätig waren. Schiffmann setzt sich nicht nur in Widerspruch zur Sprachwissenschaft, sondern auch zu anderen historischen Disziplinen.

Die Ortsnamenforschung kann an Schiffmanns Buch keine Freude haben. Wir können nur davor warnen, die Ortsnamenkunde in der Art

Schiffmanns zu betreiben. In den Köpfen derer, die ohne selbständiges Urteil den Ortsnamen gegenüberstehen, wird das Buch leider jahrzehntelang nachwirken. Schwarzens vortreffliche Arbeit wird dagegen nicht vielen Oberösterreichern bekannt werden. Und dies ist zu bedauern, denn sie bietet das Richtige, sie ist gut und sorgfältig mit Lot und Winkel aufgebaut.

Privatdozent Dr. A. Pfalz.

Alpenfreund-Bücherei, Band 9. Dr. Friedr. Lüers, Volkskundliche Studien aus den bayerischen und nordtiroler Bergen. Verlag Der Alpenfreund, G. m. b. H., München. (1922.) (Kl.-8°, 96 S. mit zahlreichen Abbildungen.)

Das sehr hübsch ausgestattete Bändchen, das sich auch als Reisebegleiter seinem Inhalt und seiner äußeren Form nach empfiehlt, wird jeden Freund der Alpen erfreuen. Lüers schildert anziehend und anregend altbayrische Sitten und Bräuche im Kreislauf des Jahres, charakterisiert die bayrischen und nordtirolischen Schnaderhüpfel, berichtet über Volkskundliches aus Steinberg beim Achensee in Tirol und behandelt in kurzen Aufsätzen Bedeutung und Verbreitung des Weihnachtsbaumes, die Klausen und den Klausenschlag in den bayrisch-tirolischen Bergen und einige Kuhnamen. Von den Abbildungen seien besonders erwähnt die Masken aus dem Ammergau, der Pfingstl oder Wasservogel, Perchtenlauf und Perchten-Masken, eine geschnitzte Weihnachtskrippe aus Oberammergau, der Bändertanz. Lüers, der sich als Mitherausgeber der vortrefflichen Bayrischen Hefte für Volkskunde (Kommissionsverlag von Karl Aug. Seyfried u. Comp., München) und sonst vielfach um Volks- und Heimatkunde verdient gemacht hat, schöpft aus dem Leben. Seine Studien sind nicht nur ein Werk des Verstandes, sondern auch des Gemütes.

Ich will hier nur anmerken, daß der Ochsenname Auer von Lüers kaum richtig gedeutet wird. Im Meier Helmbrecht reimt Auer auf Gebauer. Darauf, daß die Handschriften Ouwer und gebouwer schreiben, ist nichts zu geben, denn sie stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, das Gedicht aber aus dem 13. Jahrhundert. Würde der Ochsenname mit Au in Zusammenhang stehen, so wäre der Reim auf Gebauer nicht möglich. Der Reim im Meier Helmbrecht zwingt, den Namen zum mittelhochdeutschen ūre (Auerochs) zu stellen. Es ist nicht einzusehen, weshalb Panzer in seiner Helmbrecht-Ausgabe (Altdeutsche Textbibliothek Nr. 11, Halle, 1911) Vers 819 f. die Schreibung der jungen Handschriften beibehält. In einem normalisierten Text kann nur stehen Ūre und gebūre.

Dr. A. Pfalz.

Norbert Krebs: Die geographische Grundlage des deutschen Volkstums. (Wissen und Wirken.) Karlsruhe 1923.

Das gedankenvolle Schriftchen will eine Lanze brechen helfen für einen modernen, dem menschlichen Wesen mehr als bisher zugewendeten Erdkundeunterricht auf unseren Schulen. Sein Thema könnte hiezu nicht besser und zeitgerechter gewählt sein. Nach Dietrich Schäfer, Friedrich Ratzel und Karl Lamprecht hat niemand umsichtiger und scharfsichtiger die geographische Bedingtheit der deutschen Volks- und Kulturentwicklung aufgedeckt, als der Verfasser vorliegender Studie. In der Beurteilung des deutschen Partikularismus möchte allerdings vom Standpunkt der Volkskunde eine andere Einstellung zugunsten möglichster Erhaltung der verschiedenen

altererben und bodenständigen Stammeseigentümlichkeiten und Gegensätze gewagt werden dürfen. Auch sind die weltgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Konsequenzen der geographischen Lage Deutschlands inmitten Europas, die Verfasser mit Recht eine ausgezeichnete Verkehrslage nennt, die aber das Grundverhängnis der deutschen Volksentwicklung und ihre größte Gefahr — anthropologisch wie kulturell — bedeutet, wohl zu optimistisch beurteilt. Lehrreich und voller Anregungen bleibt die in den Anmerkungen auch mit trefflichen Exkursen, welche tiefer in die Materie einführen, und Literaturnachweisen ausgestattete Schrift auf jeden Fall, und wir wünschen ihr eine große Zahl denkender Leser, besonders auch im neutralen Ausland. Prof. Dr. M. Haberlandt.

Aurelio de Siano Roza de Ampudia: Del Folklore Asturiano, Mitos, supersticiones, costumbres. Madrid, Talleres de Voluntad, 1922. 8°. XIX + 277 S.

Eine Fülle folkloristischer Aufzeichnungen aus dem Berglande Asturiens, der nordspanischen Provinz, vom Verfasser auf mühevollen Wanderungen innerhalb dreier Jahre sorgfältig gesammelt, genau lokalisiert und mit großer Vorsicht und Selbstbescheidung in der Bearbeitung zum Abdruck gebracht. Mythologische Sagen, Aberglaube, Sitten und Bräuche, Vierzeiler, Tanzlieder und Tänze zu Dudelsack und Schellentrommel bilden den Inhalt.

In der Stoffsammlung selbst finden wir manche hübsche Parallele zu einheimischen und überhaupt mitteleuropäischen Verhältnissen. So entspricht unter den mythologischen Wesen Nubern, der Geist der Wolken und Gewitter, mit seinem weiten (Wolken-)Mantel dem germanischen Wodan und zum Teil Donar; die brujas sind unseren Hexen sehr ähnlich; wir erkennen die nächtlich mit Lichtern wandelnde Seelenschar wieder und die schatzhütenden Schlangen an Stelle unserer Drachen; wir vernennen von den Xanas, einer Art Nymphen, die gleich den deutschen Holzfräulein nie ausgehende Garnknäuel verschenken.

Auch der Asturier feiert den Johannistag mit Sonnwendfeuer, Haus- und Brunnenbekrönung und versucht an ihm voll gläubigen Vertrauens die mystische Heilkraft des Taubades und der Hollunderblüte; die Burschen setzen Bäumchen vor das Fenster der Liebsten, wie sie es bei uns am 1. Mai tun, und stürzen die Wagen und andere Geräte des Landmannes um, gleichwie der Oberösterreicher in seiner »Unruhmacht«; auch der Asturier fürchtet den krankmachenden bösen Blick für sich und sein Vieh, gebraucht die rote Farbe als Apotropäum, prügelt die verhaßte Hexe aus der Entfernung durch Sympathie; auch er nimmt zu Räucherungen und Beschwörungen mit Besegnungen und Bekreuzungen seine Zuflucht, sucht sein Leiden auf Baum oder Tier zu übertragen, nagelt zur Seuchenabwehr elbische Tiere (z. B. eine Igelspfote) an die Tür seines Stalles und einen Rinderschädel an den Giebel seines Daches (Opferdiment).

Gleich dem Mittel- und Nordeuropäer glaubt er an die Fruchtbarkeit, Gedeihen und Gesundheit bringende Kraft des Pflanzengrüns und erschlägt er alljährlich einen Hahn als Erntedämon. Die jungen Mädchen fragen dort genau so wie bei uns den rufenden Kuckuck nach dem ersehnten Hochzeitstag.

Dr. Eduard Weinkopf.

Dr. H. Marzell: Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde. Verlag Theob. Fischer. Freiburg im Breisgau 1922.

Unter der Überfülle, ja dem Wust volkskundlichen botanischen Stoffes, der lediglich örtliches Interesse besitzt und in der Regel kulturgeschichtlicher Vertiefung bar veröffentlicht wurde, ist ein Buch wie das vorliegende eine doppelt erfreuliche Erscheinung. In einer ausgezeichneten, 28 Seiten umfassenden geschichtlichen Einleitung gibt der Verfasser eine Übersicht über das botanische Wissen des Altertums und Mittelalters sowie des 16. Jahrhunderts, um dann in dem systematischen Teil, der gerade die meist-

bekannten Pflanzen unserer Heimat umfaßt, die Verknüpfung neuzeitlicher Volksanschauungen mit diesen Überlieferungen zu versuchen. Daß dabei streng geschichtlich verfahren wird, die Anreicherung der Anschauungen aus meist weniger umfassenden Grundlagen aufgezeigt wird, fördert die Lesbarkeit in hohem Maße; es ist die einzige Art der Darstellung, die Ref. für einprägsam und genießbar ansehen kann; die umständliche Art von Anführung aller Namen, Eigenschaften und Anwendungen, woran sich einzelne historische Notizen schließen, ist einfach unmöglich. Eben darum sei das Buch allen Lehrern und Lernenden wärmstens empfohlen; es zeigt so recht, wie erst wirklich wissenschaftliches Denken den Stoff meistert. Als vortrefflich müssen die beigegebenen Abbildungen nach den alten Kräuterbüchern bezeichnet werden; die Erkennbarkeit der Pflanzen übertrifft die der Holzschnitte, wie sie noch bis vor kurzer Zeit üblich waren. Zum Artikel »Walnuß« sei erwähnt, daß die Überlieferung von einem in der Johannisnacht grünenden und Früchte ansetzenden Walnußbaum nach »eigener Beobachtung« auch von Valvasor: Ehre des Herzogtums Krain noch 1684 (Anast. Neudruck I, S. 579) bezeugt wird. In diesem Falle wird der Baum eine deutsche Meile von Triest an die görzisch-krainerische Grenze versetzt.

Schon Valvasor bringt Parallelen zu diesem Wunder, unter anderem einen gleichartig grünenden Nußbaum bei Gräfenberg im Nürnbergischen (mitgeteilt von Martin Zeiler und von Camararius, Memorab. Medic.) und die (von Marzell ja gleichfalls herangezogenen) in der Christnacht Früchte zeigenden Apfelbäume sowie ähnliche Berichte, die ihm von der Königl. Societet in England bezeugt wurden; hier liegt offenbar ein älteres gemeinsames Motiv zugrunde, das auch für die Erforschung des Weihnachtsfestes von Bedeutung werden kann.

Dr. A. Haberlandt.

Hans Mersmann: »Das deutsche Volkslied.« Kulturgeschichte der Musik in Einzeldarstellungen. Verlag Julius Bard, Berlin 1922.

Man mag es füglich bezweifeln, ob eine so viel besprochene Sache wie Volksdichtung, Volkslied einer erneuten Darstellung bedurfte; indes das vorliegende schwächliche Heft verscheucht in vornehmer Art die Zweifel vor allem durch eine ganz einwandfrei schöne, in reizender Sinnbildlichkeit dem Text verwebte Bilderausstattung, wie auch die typographische Ausführung dem Buche Liebhaber zu führen wird; fügen wir hinzu, daß der knappe Text auch den sensitiven Schnellleser kaum wird zu ermüden vermögen, so ist damit ein wirklicher Daseinszweck dieser Schrift eigentlich schon erhärtet, das ist: auch einem etwas überkultivierten Publikum den Strauß unserer Volkslieder, diese Feldblumen musikalischer und dichterischer Überlieferung, zum gern gesehenen Hausschmuck werden zu lassen. Daß sie, wie die Einleitung ausspricht, unter Verzicht auf rein historische und theoretische Gesichtspunkte, das Zeitlose, Wesentliche, also gleichsam die platonische Idee des Volksliedes zu erfassen sucht, wird dem auf Einordnung und Orientierung in ungeheurer Wissensfülle bedachten Geist der Neuzeit gewiß gerecht; Wesen, Begrenzung, Bindungen und Quellen, Entstehung, Fortpflanzung, Wort und Ton, Organismus, Geschichte, endlich Volkslied und Kunstmusik bilden die Abschnitte der Darstellung, die, wie gesagt, in geistvoll kurzer Art abgehandelt werden. Es ist zum Lobe der Arbeit genug gesagt, um nun auch die »ästhetisierende« Übergescheitheit mancher Gedankenfolgen ans Licht rücken zu können. »Die beige-

gebenen bildlichen Reproduktionen wollen den Text von innen heraus ergänzen; ihre Haftpunkte liegen zwischen den Zeilen« — ist ein Satz, der an Geschmack mit der Ausstattung nicht just wettzueifern vermag. Und wieder (S. 44) »An den Tönen findet sie (i. e. die Entwicklung) geringere Haftpunkte und gleitet ab...« Man denkt da wohl am ehesten an einen musikalischen Tintenfisch, wenn man überhaupt unter Haftpunkten bei Tönen sich noch etwas zu denken vermag; bei dem Satze (S. 34) »Der Kehrreim ist in seinen reinsten Formen Symbol für die kosmischen Kräfte des Volksliedes; allen Bedingungen entgegen strömen die Elemente sich selbst schaffend zurück in den Raum« hat es Ref., ohne im übrigen das Vergnügen am gedanklich Guten des Textes zu verlieren, bescheiden unterlassen.

Dr. A. Haberlandt.

Izvestja na narodnaja etnografski Muzeji v Sofija. (Bulletin du Musée ethnographique National de Sofia. 1921 ff.)

Die seinerzeit allen Nachrichten zufolge leider nicht aufrechterhaltene Publikationstätigkeit des Ethnographischen Nationalmuseums in Sofia erfährt eine erfreuliche Fortsetzung in der vorstehenden Zeitschrift, auf die die westeuropäischen Leser hingewiesen seien, umso mehr, als den Arbeiten jeweils ein kurzer französischer Auszug beigegeben ist. Sehr begrüßenswert ist die Berücksichtigung der sachlichen Volkskunde die fast in jedem Heft durch einen Aufsatz vertreten erscheint. Es handelten bisher: St. L. Kostov über eine alte Kopftracht der Frauen (»Sokaf«) — über die Referent an anderem Ort ausführlicher zu handeln gedenkt — Ders. über »Amulette gegen den bösen Blick« (vergleiche hiezu S. 11 ff. Werke der Volkskunst, Bd. III, A. Haberlandt über »Serbische Amulettketten«), über »Ex votos«. — M. Andrejev über Eisenindustrie in Bulgarien. — A. Andrejev über Fischerei in Nikopoli u. s. w.

Dr. A. Haberlandt.

Dr. Albert Petrikovits: Hinter Schloß und Riegel. Inschriften und Zeichnungen aus dem Wiener Polizeigefängnisse. Verlag für polizeiliche Fachliteratur. Wien 1923.

Auf Anregung des Polizeidirektors Dr. Dehmal und gefördert vom Polizeipräsidenten Schöber ist in diesem Werkchen zum ersten Male eine Sammlung von Wandaufschriften und Wandzeichnungen »Hinter Schloß und Riegel« kriminalistisch und psychologisch interessierten Kreisen zugänglich gemacht worden. Es soll gleich hinzugefügt werden, daß diese Sammlung, welche einen tiefen Einblick in die Verbrecherseele gewährt, auch vom volkskundlichen Gesichtspunkt hohes Interesse bietet. Die Anklänge an das Volkslied, typische Wendungen der Volkssprache, die starke Zumischung von Ausdrücken der Gaunersprache sind in formeller Hinsicht ebenso lehrreich, als uns inhaltlich die Variation der typischen Gefühls- und Gedankeneinstellungen interessiert, wie sie durch die Kapitelüberschriften der Sammlung (Lebensschicksale; Der Feind; Enge, Hunger und Langeweile; Mauern und Gitter; Reue, Verzweiflung und Gott; Welt, Leben und Menschen; Eitelkeit; Liebe und Erotik u. s. w.) genugsam angedeutet erscheinen. Eine gehaltvolle Einführung des Sammlers erörtert den ganzen merkwürdigen Stoff nach allen Gesichtspunkten, unter denen er betrachtet werden kann.

Besondere Beachtung verdienen auch die mitgeteilten Zeichnungen. So gering das technische Können und so verwandt ihr Stil dem der primitiven Kinderzeichnungen im Stil von Max und Moritz ist, so fällt doch ihre unleugbare Verwandtschaft mit volkskünstlerischen Produkten (zum Beispiel die Zeichnungen auf Seite 18, 74, 76) und namentlich die vulgäre Symbolik in diesen Kritzeleien als charakteristisch auf. Jedenfalls haben wir hier eine authentische Selbstschilderung einer niedrigen Abart der Volksseele vor uns, die uns kürzer und unverhohlener vielleicht als langwierige Gerichtsverhandlungen Einblick in die Geistesverfassung vieler Entgleister zu gewähren vermag.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1923.

Das Jahr 1923, mit welchem wir in den 30. Jahrgang des Vereinsbestandes eingetreten sind, brachte dem Verein und dem Museum für Volkskunde die erfreuliche Auszeichnung der Übernahme des Ehrenschutzes durch den Herrn Bundespräsidenten Dr. Michael Hainisch, in welcher gewiß ein Unterpfang der mächtig anwachsenden allgemeinen Erkenntnis von der hohen volksbildnerischen und wissenschaftlichen Bedeutung unseres Instituts erblickt werden darf.

Im Zuge der allgemeinen Abbauaktion der Bundesangestellten wurde der Gründer und Schöpfer des Museums für Volkskunde Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt mit 1. Jänner 1924 als Direktor in den Ruhestand versetzt. Derselbe hat aber als Präsident des Vereines für Volkskunde nach wie vor seine ganze Kraft und Zeit auch in den Dienst des Museums gestellt. Der nachdrücklichen Intervention des Vereinspräsidiums bei der Regierung ist es gelungen, nach langen Verzögerungen endlich die Wiederbesetzung der verantwortlichen Leiterstelle des Instituts durch die Person des berufensten Anwärters, des langjährigen Museumskustos Dr. Arthur Haberlandt durchzusetzen. Dagegen bleibt vorläufig der Kustosposten am Museum unbesetzt, so daß der Direktor als einziger Funktionär den wissenschaftlichen Dienst wie die gesamte Verwaltungsarbeit zu leisten hat, ein auf die Dauer gänzlich unhaltbarer und unerträglicher Zustand. Während acht Monate war dem Museum eine ältere Hilfskraft in der Person des Hilfsämterdirektors Anton Blösch zugeteilt — hauptsächlich für den Bibliotheksdienst —, statt dessen mit Beginn der Winterszeit der Museumsleitung der Eintritt einer jüngeren, für den Installations-, Restaurier- und photographischen Dienst geeigneten Kraft, des Aushilfspräparators Robert Mučnjak, wenn auch nur für je drei Tage der Woche, erwünscht sein mußte, umso mehr als die Benützung der Bibliothek durch das Publikum zufolge Unheimlichkeit des Bibliothekssaales auf das äußerste eingeschränkt werden mußte.

Die Vermehrung der Sammlungen, die derzeit gänzlich nur aus Vereinsmitteln und durch Widmungen von Vereinsmitgliedern bestritten werden kann, betrug 340 Nummern, aus welchen vor allem die außerordentlich wertvolle, 200 Nummern zählende volkskundliche und volkskünstlerische Sammlung aus dem Aostatale sowie eine sehr bemerkenswerte Sammlung primitiver Spielzeuge von ebendaher hervorzuheben ist. Dieselbe ist eine Widmung des Fräuleins Dr. Eugenie Goldstern, der unser Museum schon in früheren Jahren überaus wertvolle Bestände aus der Schweiz und Savoyen verdankt. Eine 17 Nummern zählende Tauschkollektion des Naturhistorischen Staatsmuseums sowie die geschenkwaise Zuwendung einer volkskundlich bemerkenswerten Sammlung aus dem Böhmerwalde und dem Egerlande, darunter ein schön bemalter Egerländer Bauernschrank, die wir Herrn J. Czech verdanken, seien desgleichen hervorgehoben. Herr Großgrundbesitzer Alexander Wolf widmete einen schönen altsteirischen Tisch und überließ eine sehr interessante gotische Truhe aus dem Vintschgau freundlichst zur Ausstellung. Von der im Jahre 1922 mit Unterstützung des Vereines der Museumsfreunde

erworbenen großen Sammlung hervorragender volkskünstlerischer Gegenstände der Alpenländer in der Neuen Hofburg (aus dem Besitz des Stadterweiterungsfonds) gelangten im Berichtsjahre 6 alte interessante Bauernöfen aus Tirol und Salzburg sowie ein gotisches Getäfel aus Südtirol zur Übernahme und Aufstellung im Museum. Ebenso wurden die bisher noch nicht zur Ausstellung gelangten 6 figuralen Krippen- und Weihnachtspanoramen aus Tirol, Mähren und Schlesien in einem eigenen großen Raume vereinigt zur Aufstellung gebracht. Für gelegentliche, leider sehr spärliche Sammlungsankäufe wurde der Betrag von K 2,696.000 verausgabt. Für die Installationen, die Herr Präparator Franz Mučnjak und Hauswart Franz Wellan mit großem Kunstverständnis durchführten, wurden K 4,529.487 aufgewendet, doch werden noch zirka 5 Millionen Kronen für diesen Zweck erforderlich sein.

Mit all dem ist das Museum in den Besitz hervorragender neuer Schaustücke gelangt, welche die große Anziehungskraft unserer Sammlungen für die Öffentlichkeit gewiß noch steigern werden.

Auch die Bibliothek erfuhr im Berichtsjahr durch zahlreiche erwünschte Zuwendungen und durch Ankäufe eine nennenswerte Vermehrung um rund 150 Nummern der Einzelwerke sowie um 222 Nummern der Photographien- und Bildersammlung. Von den gewidmeten Büchern seien die volkskundlichen Prachtwerke: *Nederlandsch Volksleven door J. J. v. d. Ven*, *Svenska Folklivsbild*, herausgegeben von G. Cederblom (ein Geschenk des Nordischen Museums in Stockholm) sowie »Skultuna Bruks historia« von Sigurd Erixon, endlich 16 Bände, enthaltend die vollständigen volkskundlichen Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften in Bukarest mit wärmster Dankbarkeit hervorgehoben. Zufolge Wiedererscheinens der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« im Jahre 1923 war es in sehr erwünschter Art möglich, den in den Kriegs- und Nachkriegszeiten stark eingeschränkten Tauschverkehr mit auswärtigen Zeitschriften wieder beträchtlich zu erweitern — und zwar um 14 angesehene Organe — so daß die Zahl der tatsächlichen Tauschverbindungen nunmehr die Zahl 55 erreicht hat.

Als einen sehr erwünschten Erfolg im Verwaltungsausbau des Museums darf die vollständige Einrichtung einer photographischen Dunkelkammer durch Herrn Präparator Robert Mučnjak angeführt werden.

Der Besuch des Museums kann als sehr befriedigend bezeichnet werden. Nicht weniger als 246 Schulklassen von Volks-, Bürger- und Mittelschulen haben in Begleitung von Lehrpersonen die Sammlungen besichtigt. Für die Wiener Mittelschullehrkräfte hat die Museums- und Vereinsleitung im Einvernehmen mit dem Stadtschulrat fünf einführende Vorträge über Volkskunde durch die Herren Prof. Dr. M. Haberlandt, Dr. Arthur Haberlandt, Prof. Dr. K. Spieß und Frau Dr. Rinaldini veranstaltet; zahlreiche Führungen durch die Sammlungen, welche zumeist Dr. A. Haberlandt abhielt, vermittelten verschiedenen Lehrervereinigungen, Wehrmannschaften, Vereinen, Schülerreisen, Wandervögeln u. s. w. die genauere Besichtigung wenigstens einzelner Museumsabteilungen. Der zahlreiche Besuch durch die Hörerschaft der Inter-

nationalen Hochschulkurse sei besonders hervorgehoben. Eine große Zahl hervorragender inländischer wie ausländischer Gelehrter haben uns mit ihrem Besuch erfreut, es seien nur die Herren Prof. Steward Culin (New-York), Prof. Dr. Preuß (Berlin), Dr. Prinzhorn (Heidelberg), Prof. Dr. Schriecke (Parapatan, Java), S. Erixon, Nils Afzelius (Stockholm), Prof. Helbok (Innsbruck), Dr. Geramb (Graz), Prof. E. Schneeweiß (Belgrad), Owen Fleming (Kent), Prof. Goodge (London), Dr. G. Opreco (Kluj), Prof. Bronisl. Malinowski (London), Dr. A. Matikian, Direktor Tončić (Spalato) u. a. angeführt.

In finanzieller Hinsicht erfuhren Verein und Museum von verschiedenen Seiten jenes Ausmaß von Unterstützung, welches gerade erreichte, bei äußerster Sparsamkeit die allernotwendigsten Erfordernisse zu befriedigen. Es darf betont werden, daß dieses Ausmaß keineswegs in dem angemessenen Verhältnis zu der hohen kulturellen und volksbildnerischen Bedeutung unseres Instituts und zu der wichtigen Rolle steht, welche es im Bildungsleben Wiens wie ganz Österreichs mit anerkannten Erfolgen ausfüllt. Vom Bundesministerium für Unterricht wurden mit dem Gesamtbetrag von K 24,429.647 der Gehaltsaufwand für Präparator Fr. Mučnjak, die Kanzlistin Ida Schuster und Hilfspräparator Robert Mučnjak (letzterer in zweimonatiger Verwendungsdauer) sowie die Kosten für Telephon, Beheizung, Kanzlei und Reinigung bestritten; außerdem bewilligte das genannte Ministerium 2 Millionen Kronen für die Herausgabe der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« und K 200.000 für Vortragszwecke. Von der Emergency Society for Austrian Science in New-York erhielt über freundliche Befürwortung durch Herrn Hofrat Prof. Dr. R. Wettstein der Verein die Widmung von 75 Dollar als Unterstützung für seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen; es sei hierfür der wärmste Dank ausgesprochen. Die Gemeinde Wien überwie als Subvention pro 1922 den Betrag von K 750.000 und stellte in Aussicht, daß dem Verein alle von ihm für Miete des Museumsgebäudes, Beleuchtung und Gartenpflege an die Städtische Kasse zu leistenden Beträge im Subventionswege auch für 1923 rückvergütet werden würden. Als Spenden liefen ein: Verein der Banken und Bankiers K 1,000.000, S. M. v. Rothschild K 2,000.000, Verein der Museumsfreunde K 3,500.000, Vereinigung der Antiquitätenhändler K 3,000.000, Konrad Mautner K 1,742.500, Kommerzialrat Ernst Pollack K 500.000, Generaldirektor Robert Hammer K 500.000 nebst verschiedenen kleineren Widmungen anlässlich der Festversammlung am 4. Mai. Es sei auch an dieser Stelle für diese sehr willkommenen Zuwendungen, ohne welche der Betrieb des Museums nicht hätte aufrecht erhalten werden können, der wärmste Dank zum Ausdruck gebracht. Die Spende der Emergency Society wurde als Rücklage für mehrere geplante Veröffentlichungen zum Ankauf von österreichischer Staatsanleihe im Nominalbetrag von 80 Dollar verwendet.

Die Vereins- und Museumsleitung bringen den zuständigen Stellen sowie der gesamten Öffentlichkeit unumwunden zur Kenntnis, daß der nahezu unerträgliche wirtschaftliche Notstand (besonders auch die Unmöglichkeit der Beheizung), unter dem das Museum für Volkskunde leidet und der seine einfache Existenz und gesunde Weiterentwicklung geradezu in Frage stellt, nicht mehr viel länger andauern darf, soll es nicht zu einer völligen Krisis im Betrieb dieses hervorragenden heimatkundlichen Instituts kommen.

Rechnungsabschluss des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1923.

Ausgaben.

	Kronen		Kronen
Kassensaldo ex 1922		3,246,771	
Verein:			
Mitglieder- und Bezugsbeiträge	K 6,931,880		
Verkauf von Zeitschriften und Sonderabdrucken	» 3,328,250		
Subvention des Bundesministeriums für Unterricht	» 2,000,000		
Spende des Herrn Konrad Mautner Gründungsbeitrag Dr. M. Helf	» 500,000		
Fördererbeitrag Stephan Mautner	» 100,000		
Zinsen etc.	» 266,729		
	»	13,626,859	
Museum:			
Bundesministerium für Unterricht	K 24,629,647		
Stadt Wien für 1922	» 750,000		
Spenden	» 9,492,500		
Filmleihgebühren	» 4,063,960		
Eintrittsgelder, Verkauf des Führers Reifenderbeiträge von Krankenkassen- beiträgen, Zinsen etc.	» 4,268,800		
	»	1,324,372	
		44,529,279	
Summe der Einnahmen		61,402,909	
Verein:			
Porti	K 388,478		
Drucksorten, Kanzlei	» 174,650		
Redaktion	» 3,000,000		
Druckerei (für die Zeitschrift)	» 5,848,200		
	»	9,361,328	
Museum:			
Personal (Gehälter und Remunerationen) K 18,432,695			
Krankenkasse und Pensions- versicherung	» 2,188,863		
Stempelabzüge und Kanzleikosten	» 501,585		
Porti und Zustellungsgebühren	» 597,211		
Reisen und Fahrten	» 1,006,500		
Telephon	» 2,126,460		
Ankäufe für die Sammlung	» 2,696,000		
Bibliothek	» 769,213		
Reinigungsarbeiten	» 977,325		
Restaurierungsarbeiten	» 1,537,240		
Beheizung	» 3,876,020		
Beleuchtung und Beleuchtungskörper	» 1,680,790		
Transporte	» 312,500		
Wassergebühren	» 5,689		
Gartenpflege	» 325,470		
Installationsarbeiten und Anschaffungen »	4,854,487		
Vorträge und Führungen	» 1,085,000		
	»	42,963,039	
Summe der Ausgaben Saldo		52,324,367	
		9,078,542	
		61,402,909	

Geprüft und in Ordnung befunden:

Richard Fischer, Dr. E. Goldstern, Rechnungsprüfer.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien
VIII. Laudongasse 17
mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.
Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

29. Jahrgang 1924.

Heft 2.

Ein Salzburger Emigranten-Schraubentaler zum 200jährigen Jubiläum des Augsburger Bekenntnisses.

Von D. Dr. Karl Völker, o. ö. Professor an der Wiener Universität.

Die Ausweisung der Salzburger Protestanten durch den Erzbischof Leopold Anton Eleutherius v. Firmian (Emigrationspatent vom 31. Oktober 1731¹⁾) hat im evangelischen Ausland eine starke Erregung hervorgerufen. 20.694 Glaubensgenossen waren heimatlos geworden. In mehreren Zügen setzten sich die Auswanderer auf der Suche nach einer neuen Heimat in Bewegung. Am 31. Dezember 1731 langte ein Teil derselben vor den Toren Augsburgs an. Die Stadtverwaltung wurde dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt. Nach langen Verhandlungen war es in dieser freien Reichsstadt, wo sich Katholiken und Protestanten die Wage hielten, gelungen, auf der Grundlage der Gleichberechtigung den konfessionellen Frieden zu sichern. Im Bürgermeisteramte wechselten die beiden Konfessionen alljährlich ab. In der Neujahrsnacht von 1731 auf 1732, also wenige Stunden nach der Ankunft der ersten Salzburger, sollte die Leitung von Augsburg an einen Katholiken übergehen. 66 evangelische Bierbrauermeister und mehrere Weinwirte hatten sich gleich bereit erklärt, 445 Salzburger Emigranten kostenlos aufzunehmen und zu verpflegen. Dagegen legten die Katholiken Verwahrung ein. Sie befürchteten, die Exulanten würden sich in der Stadt dauernd niederlassen und die Evangelischen dadurch das konfessionelle Übergewicht erlangen. So mußten sich die Salzburger, für die bei den Neujahrgottesdiensten in den sechs evangelischen Kirchen Augsburgs 5000 Gulden gesammelt wurden, vor den Toren der Stadt einrichten, wohin ihnen die Glaubensgenossen reichliche Zuwendungen zukommen ließen. Erst am 15. Mai 1732 wurden den Exulanten auf Betreiben des preußischen Gesandten Goebel die Stadttore geöffnet.²⁾ Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte sich inzwischen für die Ansiedlung der Vertriebenen in Ostpreußen entschieden, und so waren die Befürchtungen der Katholiken, diese könnten den Charakter von Augsburg

¹⁾ K. Völker, Die Entwicklung des Protestantismus in Österreich, S. 75 ff.

²⁾ K. F. Arnold, Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. 1900. S. 85 ff.

verschieben, grundlos geworden. Im Laufe der nächsten Monate zogen die Exulanten wieder weiter.

Die Salzburger Episode war aber für die Evangelischen von Augsburg geradezu ein Erlebnis geworden. Erst wenige Monate vorher, anlässlich des 200jährigen Jubiläums der Überreichung des Augsburger Bekenntnisses, war die Stadt im Mittelpunkt des Interesses des Gesamtprotestantismus gestanden. Die anlässlich des Gedenktages angestellten Erörterungen über die Bedeutung von Augsburg für die Reformation hatte man noch in frischester Erinnerung. Und nun war die Stadt an dem Martyrium von Bekennern der eben gefeierten Konfession unmittelbar mitbeteiligt. Das Ereignis mußte über die Flüchtigkeit des Augenblicks hinaus für die Mit- und Nachwelt festgehalten werden. Man griff dabei unter anderem zu einem Mittel, worin die Eigenart der Stadt besonders zur Geltung kam.

Eine Besonderheit der augsburgischen Kleinkunst waren die sogenannten Schraubentaler, »eine Verquickung von Münze und Bildwerk, halb Erzeugnis der Metalltechnik, halb der Graphik und Ikonik.«¹⁾ Zwei dazu hergerichtete Taler bildeten die äußere Hülle für eine zusammenhängende Reihe von kleinen Kupferstichen. Mit der Zeit sind aus den Schraubentalern Schraubmedaillen, beziehungsweise Schraubmedaillons, die anlässlich besonderer Ereignisse hergestellt wurden, geworden.²⁾ An den Außendeckeln, die selten mehr geprägt, häufig getrieben oder auch gegossen waren, hat der Medailleur auf den Gegenstand passende Darstellungen eigener Erfindung angebracht.³⁾ Zur 200jährigen Gedächtnisfeier der Überreichung des Augsburger Bekenntnisses wurden ebenso wie zum Reformationsjubiläum 1717 solche Schraubmedaillen in Augsburg ausgegeben.

Was lag nun näher, daß auch die Auswanderung der Salzburger Protestanten, an deren Schicksal Augsburg einen so lebhaften Anteil genommen hat, zum Anlaß genommen wurde, besondere »Salzburger Schraubentaler« anfertigen zu lassen. Abgesehen von dem historischen Interesse, dieses Ereignis für alle Zeiten festzuhalten, konnte der Reingewinn zur Linderung der Not der armen Flüchtlinge verwendet werden. Und in der Tat hat diese augsburgische Kleinkunst in den »Salzburger Schraubentalern« den Höhepunkt ihrer Regsamkeit erreicht.⁴⁾ Wir besitzen hievon 12 verschiedene Typen mit 6 verschiedenen Serien von Einlagebildern.⁵⁾ In die Außendeckel, die des billigeren Preises wegen vielfach aus versilbertem Kupfer oder Zinn und nicht aus Silber hergestellt wurden, sind Szenen aus der äußeren Exulantengeschichte gegossen und getrieben, während die Einlagebilder mehr das rein religiöse Moment zu verdeutlichen suchen. Mit Vorliebe werden hier biblische Erzählungen zu Erlebnissen der Salzburger Auswanderer in Parallele gesetzt, zum Beispiel Jesus und Nikodemus — Hausandachten der Salzburger, Jesus

¹⁾ Hermann Clauß, Der Schraubentaler und seine Geschichte; in »Mitteilungen der Bayrischen numismatischen Gesellschaft«, 31. Jahrg. (1913), S. 1.

²⁾ Ebenda, S. 5.

³⁾ Ebenda.

⁴⁾ Ebenda, S. 11.

⁵⁾ Die numismatische Sammlung des Wiener Kunsthistorischen Museums enthält sie vollständig. Der Güte der Herren Direktor Dr. v. Löhr und Kustos Dr. Dworak verdanke ich den Einblick in diese Bestände.

am Grabe des Lazarus — Die Salzburger auf dem Augsburger Friedhof, Jesus heilt Kranke — Pflege kranker Exulanten, Manna in der Wüste — Speisung der Salzburger vor Augsburg, Schifflein Jesu^o auf dem stürmischen Meer — Die Salzburger auf der Ostsee, Jesus und Johannes predigen Buße — Jesus predigt den Salzbergern, Auszug der Juden aus Ägypten — Auswanderung der Salzburger aus ihrer Heimat.

Die Forschung hat den »Salzburger Schraubentalern« bisher wenig Beachtung geschenkt.¹⁾ Das hat mit darin seinen Grund, daß erst 1913 Hermann Clauß diese Kleinkunst einer eingehenden Untersuchung unterzogen hat. In der Museums-Zeitschrift »Werke der Volkskunst« hat über »einen Schraubentaler der Salzburger Exulanten« Alfred Walcher Ritter v. Molthein gehandelt;²⁾ man gewinnt den Eindruck, daß ihm das Vorhandensein von anderen außer dem von ihm beschriebenen Exemplar entgangen ist.

In Anlehnung an diese Untersuchung wurde der Schreiber dieser Zeilen von der Leitung des Museums für Volkskunde aufgefordert, sich über einen anderen ihr zur Verfügung gestellten »Salzburger Schraubentaler«³⁾ zu äußern. Ein Vergleich mit der im Wiener Kunsthistorischen Museum vorhandenen, oben erwähnten Kollektion läßt darüber keinen Zweifel zu, daß wir es hiebei nicht mit einem eigentlichen Salzburger Schraubentaler zu tun haben. Die Einlagebilder nehmen wohl durchwegs Bezug auf die Salzburger Exulanten, die Darstellungen der Außendeckel hingegen auf sie überhaupt keinen. Vielmehr hält die Aversseite mit Augsburg im Hintergrund ein Bild Gustav Adolfs fest, der mit seinem Pferd gerade über einen am Boden liegenden Mann, offenbar die Verkörperung der Unduldsamkeit, hintübersetzt, während die Reversseite die Überreichung des Augsburger Bekenntnisses zur Darstellung bringt. Die Umschrift hier lautet: Per Deum optimum peractum und Confessio Augustana 1530, 25. Juni Carolo V exhibita, die der Aversseite: Hic Deus pro nobis, quis contra nos und C I L — die Initialen des Augsburger Stempelschneiders Leherr. Die Einlagebilder stellen dar:

1. »Diese Drey sind eins.« (1 Joh. 5, 8.) Eine bildliche Darstellung der Trinität: darüber das Sinnbild der göttlichen Vorsehung. Vater und Sohn auf den Wolken des Himmels thronend, über ihnen der Heilige Geist in Gestalt einer Taube, von der Lichtstrahlen nach allen Seiten hin ausgehen. Gott-Vater mit langem Bart und gekräuseltem kurzen Haupthaar, das sich der im Hintergrund des Kopfes befindlichen dreieckförmigen Strahlenkrone einfügt, weist mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf den zu seiner Rechten sitzenden Gott-Sohn — »Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe«, Math. 3, 17 — während seine Linke das Zepter und die Weltkugel als Symbol der Weltherrschaft umfaßt hält. Gott-Sohn, mit langem herabwallenden Haupthaar und kurzgeschnittenem Bart, das Haupt mit einem doppelten Lichtschein umgeben, hat in der durchbohrten Rechten ein großes Holzkreuz — Zeichen des Erlösungswerkes — und in der Linken ein Zepter — zur Versinnbild-

¹⁾ R. v. Höfken, Numismatische Denkmale auf den Protestantismus in Österreich (in Jahrbuch d. Ges. f. d. Gesch. d. Protest. in Österreich, XXV, S. 72—104), erwähnt sie mit keinem Wort, wohingegen G. Loesche, Gesch. d. Protest. in Österr., 2. Aufl., S. 116, auf sie hinweist.

²⁾ I. Bd. (1914), S. 45—48, Tafel XIII und XIV.

³⁾ Als willkommene Leihgabe von Herrn Alexander Wolf.

lichung der Teilnahme an der Weltregierung (Math. 26, 64, Röm. 8, 34, der zweite Artikel des Apostolikums).

2. »Der die ganzte Welt verführet.« (Offenb. 12, 9.) Sündenfall. Adam und Eva sitzen unter dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. (Das Weib reicht dem Manne den ihm von der Schlange, dem Teufel, aufgedrängten Apfel. (Gen. 3, 6.)

3. »Siehe, das ist Gottes Lamm!« (Joh. 1, 36.) Ein Ehepaar salzburgischer Exulanten betet den auferstandenen Christus an, dessen Füße und Hände die Wundenmale aufweisen. In der Rechten hält er das Kreuz, zum Zeichen, daß er »die Sünden der Welt trägt«. (Joh. 1, 29.)

4. »Wer an den glaubet, der ist gerecht.« (Apostelg. 13, 39.) Im Vordergrund die Personifikation des Glaubens: eine Frauengestalt mit einem Kreuz in der Rechten und einem Kelch in der Linken. Über ihr der Heilige Geist in Gestalt einer Taube. Rechts empfängt Moses unter Blitz und Donner auf dem Berge Sinai die beiden Gesetzestafeln. Links auf den Wolken das Osterlamm von Lichtstrahlen umgeben.

5. »Der Geist und das Wasser und das Blut.« (1 Joh. 5, 7.) Ein evangelischer Predigtgottesdienst. Der Pastor verkündigt von der Kanzel vor der versammelten Gemeinde das Wort Gottes (Geist); im Hintergrund der Altar (Blut), in der Mitte der Taufstein (Wasser).

6. »Der Glaube ist durch die Liebe tätig.« (Gal. 5, 6.) An Salzburger Exulanten werden Liebesgaben (Geld, Brot, Kleider, Bücher) zerteilt, offenbar während eines Aufenthaltes auf dem Wege in das Land ihrer Bestimmung. Vielleicht ist hier die Erinnerung an den um die Vertriebenen eifrig bemühten Augsburgsberger Senior Samuel Urlsperger festgehalten.

7. »Fahre auf die Höhe!« (Luk. 5, 4.) Ein Segelschiff steuert bei gutem Wind durch die ruhige See auf das sichere Ziel los. Die Besatzung (Salzburger Exulanten) gruppiert sich um das Abbild eines Gebäudes, das eine Kirche darstellt. Es soll also hier sinnbildlich zum Ausdruck kommen, wie es den Salzburgern gelungen ist, ihren evangelischen Glauben aus der alten in die neue Heimat herüberzuretten.

8. »Unkraut unter dem Weizen.« (Math. 13, 29.) Abfall vom Glauben der Väter. Ein Salzburger zieht ungeachtet der Bitten seiner Frau und der Ermahnung des Gemeindeältesten aus der Heiligen Schrift zum Entsetzen seiner Glaubensgenossen die Heimat dem Glauben vor.

9. »Lasset die Kindlein zu mir kommen!« (Math. 19, 14.) Die Taufe eines Exulantenkindes durch einen Pastor in einer evangelischen Kirche, also bereits in Litauen.

10. »Solches thut zu meinem Gedächtnus!« (Luk. 22, 19.) Die Abendmahlsfeier eines Exulantenpaares unter den gleichen Voraussetzungen.

11. »Ich habe gesündigt wider den Herrn.« (Luk. 15, 18.) Beichte. Ein Salzburger beichtet einem neben ihm sitzenden Pastor. Es folgen noch zwei Frauengestalten, von denen die eine offenbar zum Zeichen der Trauer über ihre Sünde in Schwarz gekleidet ist. Im Hintergrund der Küster.

12. »Thut Buse und glaubet an das Evangelium.« (Mr. 1, 15.) Ein Salzburger kehrt Moses der mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand auf die in seiner Linken befindlichen beiden Gesetzestafeln hindeutet, den Rücken und ist im Begriffe, in die ihm von Christus hingestreckte Rechte einzuschlagen.

Mit der Linken weist Christus auf sich selbst; er will den Gläubigen offenbar an sein Wort erinnern: »Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.« (Joh. 14, 6.) Das Bild will besagen: Das Gesetz führt durch Sündenerkenntnis zur Buße, die Seligkeit wird aber erst durch den Glauben an den Heiland erlangt.

13. »Der Körper selbst ist in Christo.« Ein Bekenntnis zur lutherischen Sakramentslehre, das die Realpräsenz Christi »mit, in und unter Brot und Wein« im Abendmahl festhält. Christus steht zwischen dem Altar, auf dem sich Kelch und Patene befinden, und dem Taufstein, der durch das Taufbecken und die Wasserkanne gekennzeichnet ist, und deutet durch seine Handbewegung darauf hin, daß er bei den beiden sakramentalen Handlungen der lutherischen Kirche, Taufe und Abendmahl, zugegen sei.

14. »Sie legten die Hände auf sie.« (Apostelg. 13, 3.) Ordinationsfeier. Einführung eines evangelischen Geistlichen in sein Amt unter Gebet, Schriftverlesung und Handauflegung.

15. »Ehrlich und ordentlich.« Trauung. Ein Pastor segnet die Ehe eines Exulantenpaares ein.

16. »Sie ist Gottes Dienerin.« (Röm. 13, 6.) Die Salzburger Exulanten leisten der neuen preußischen Obrigkeit den Treueid nach der ihnen vorgelegten Eidesformel.

17. »Des Menschen Sohn in seiner Herrlichkeit.« (Mt. 25, 31.) Christus, auf den Wolken des Himmels thronend, umgeben von den Erlösten, darunter zu seiner Rechten Maria und zu seiner Linken die Apostel. Ein Erzengel stößt in die Posaune zum jüngsten Gericht. Die Toten stehen auf aus ihren Gräbern. Es züngeln empor die Flammen der Hölle. Christus sitzt zu Gericht.

18. »Das wir tüchtig sind, ist von Gott.« (2 Cor. 3, 5.) Ein Salzburger Exulant beugt seine Kniee vor dem heiligen Geist, der in der Gestalt der Taube sich auf ihn herabläßt; vor ihm ist die Heilige Schrift aufgeschlagen, hinter ihm sind die landwirtschaftlichen Geräte ausgestellt. Es soll angedeutet werden, daß der Salzburger Exulant aus seinem Glaubensleben die Kraft schöpft, im Beruf etwas Tüchtiges zu leisten. Die Landschaft im Hintergrund weist keine Berge auf. Es ist also bereits die neue Heimat der Vertriebenen in Litauen vorausgesetzt.

19. »Feurige Pfeile des Bösewichts.« (Ephes. 6, 16.) Sündenpfehl. Die Verführungskünste der Sendlinge des Höllenfürsten haben Erfolg. Im Zweikampf ersticht einer den andern, vielleicht wegen derselben Frau, der ein leichtsinniger Geselle offenbar als Aufforderung zum Ehebruch zutrinkt. Sie erwidert anscheinend mit dem Fächer die Aufmerksamkeit, wiewohl sie an der Seite ihres Ehemannes daherschreitet.

20. »Ohne Verdienst aus Gottes Gnade.« (Ephes. 2, 8.) Das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner (Luk. 18, 9—14.) Dieser steht im Hintergrund und schlägt reumütig an seine Brust, während jener im Vordergrund in offensichtlich selbstgefälliger Haltung kniet. Die auf dem Altare aufgestellten beiden Gesetzestafeln weisen darauf hin, daß ein jüdischer Tempel vorausgesetzt ist.

Dieser Bilderweihe sind angehängt je ein Stich von Luther und Melanchthon, deren Zusammengehörigkeit dadurch deutlich gemacht wird,

daß das Geleitwort: »Wir können nichts wider die Warheit (Luther), sondern für die Warheit« (Melanchthon) auf die beiden Felder verteilt ist. (2 Cor. 13, 8.)

Aus dem Rahmen der Exulantengeschichte fällt heraus das Einlagebild der Kapselhülle:

Der Kreis ist in sechs Sektoren eingeteilt; in jedem Feld wird je ein Ereignis aus der Anfangszeit der lutherischen Reformation dargestellt. Im Mittelpunkt stehen konzentrisch die Anfangsbuchstaben V D M I Ae (Vivit Deus meus [Dominus] in aeternum); von da gehen Strahlen aus nach allen Seiten hin. Es soll damit offenbar angedeutet werden, daß Luther aus seinem Glauben an den lebendigen Gott die Kraft geschöpft habe, den Kampf gegen das Papsttum aufzunehmen. Die Bilder beinhalten: 1. Luthers Thesenanschlag am 31. Oktober 1517. 2. Tetzels Verkauf eines Mannes aus dem Volk einen Ablassbrief. 3. Luther wird vom Kardinal Kajetan in Augsburg verhört. (Oktober 1518.) 4. Luthers Disputation mit Eck zu Leipzig. (Juli 1519.) 5. Der Papst Leo X. verbrennt Luthers Schriften. 6. Luther tut das Gleiche mit der sogenannten Bannbulle und den päpstlichen Dekretalen am 10. Dezember 1520 vor dem Elstertor zur Wittenberg.

Wir dürfen annehmen, daß die bei unserem Stück nicht vorhandene Kapsel­einlage auf der gegenüberliegenden Seite die Fortsetzung der Darstellungen aus der Reformationsgeschichte enthielt, und zwar 7. Wormser Reichstag, 8. Wartburg, 9. Bibelübersetzung, 10. Reichstag zu Augsburg, 11. Verhandlungen in Augsburg zwischen Melanchthon, Wimpina, Eck und Chäläus, 12. Zustandekommen des Schmalkaldner Bundes. Diese 7 Darstellungen bilden nämlich zusammen mit den 6 der anderen Kapsel­einlage eine der Serien der Einlagebilder der Exulantentaler. Es liegt allerdings die Vermutung nahe, daß diese Bilderreihe ursprünglich für einen Schraubentaler anlässlich des 200jährigen Jubiläums des Augsburger Bekenntnisses hergestellt und später als Einlage eines Emigrantentalers verwendet wurde,¹⁾ zumal in dieser Hinsicht Wahlfreiheit bestand.

Welche Bewandnis hat es nun mit unserem Schraubentaler? Claus ist der Meinung, »man habe im Jahre 1732 eine übergebliebene Fülle der Reformationsmedaille benützt, um eine Bilderserie aus der Emigration in ihr zu verkaufen.«²⁾ Er beruft sich dabei auf die Tatsache, daß in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar das gleiche Exemplar mit anderen Einlagebildern vorhanden sei. Die Auffassung von Claus ist in Bezug auf die Kapsel, deren Darstellungen nicht im entferntesten auf die Salzburger Ereignisse anspielen, zweifelsohne richtig; aber die eingelegte Bilderserie bedarf noch einer genaueren Erklärung. Das Zusammentreffen von Kapsel und Einlage ist nämlich in unserem Falle nicht zufällig, sondern wohl beabsichtigt. Die Stiche sind für die Kapsel besonders angefertigt worden. Es soll in der Bilderreihe der innere und äußere Zusammenhang zwischen dem Augsburger Bekenntnis und der salzburgischen Emigration zum Ausdruck gebracht werden. Mit anderen Worten: Die Vertreibung der Lutheraner aus dem Erzbistum erscheint als ein epochales Ereignis in der Geschichte der Kirche, die an

¹⁾ So zum Beispiel in einem Emigrantentaler der Wiener Sammlung.

²⁾ A. a. O., S. 29.

der Augsburgerischen Konfession festhält und deren Bekenner bereit sind, für sie die schwersten Opfer auf sich zu nehmen. Jede kirchliche Gemeinschaft erblickt in der Martyriumfreudigkeit ihrer Glieder den Beweis dafür, daß sie sich im Besitz der Wahrheit befindet.

Der Beweis für die Richtigkeit unserer obigen Behauptung ist sehr leicht zu erbringen: Die einzelnen Bilder entsprechen in ihrer Aufeinanderfolge den ersten zwanzig Artikeln des Augsburger Bekenntnisses. Sie erscheinen als Illustration hiezu, wobei als handelnde Personen Salzburger Emigranten eingeführt werden. Wir stellen die »Artikel des Glaubens und der Lehre« der Augustana (von 1—20) neben die Darstellungen unserer Einlageserie, wodurch jeder weitere Kommentar überflüssig gemacht wird:

Augustana:	—	Die Bilderreihe:
1. Artikel: Von Gott.	—	1. Bild: Dreieinigkeit.
2. » Von der Erbsünde.	—	2. » Sündenfall.
3. » Von dem Sohn Gottes.	—	3. » Christus als Erlöser.
4. » Von der Rechtfertigung.	—	4. » Rechtfertigung.
5. » Von dem Predigtamt.	—	5. » Predigtgottesdienst.
6. » Von dem neuen Gehorsam.	—	6. » Hilfeleistung an den Emigranten.
7. » Von der Kirche.	—	7. » Die Salzburger bewahren sich ihre Kirche.
8. » Was die Kirche sei.	—	8. » Bekenner und Abtrünnige.
9. » Von der Taufe.	—	9. » Taufe eines Exulantenkindes.
10. » Vom heiligen Abendmahl.	—	10. » Abendmahlsfeier eines Exulantenpaares.
11. » Von der Beichte.	—	11. » Beichte der Salzburger.
12. » Von der Buße.	—	12. » Buße eines Salzburgers.
13. » Vom Gebrauch des Sakraments.	—	13. » Realpräsenz Christi im Abendmahl.
14. » Vom Kirchenregiment.	—	14. » Ordination eines Geistlichen.
15. » Von Kirchenordnungen.	—	15. » Eheschließung eines Exulantenpaares.
16. » Vom Polizei- und weltlichen Regiment.	—	16. » Eidesleistung der Salzburger.
17. » Von der Wiederkunft Christi zum Gericht.	—	17. » Jüngstes Gericht.
18. » Vom freien Willen.	—	18. » Der Salzburger im Beruf.
19. » Von Ursache der Sünde.	—	19. » Allerlei Sünder.
20. » Vom Glauben und guten Werken.	—	20. » Pharisäer und Zöllner.

Die Bilder Luthers und Melanchthons werden hinzugefügt als der beiden Urheber des Augsburger Bekenntnisses.

Unser »Schraubentaler« erscheint sohin als nachträgliches Erinnerungszeichen zum 200jährigen Jubiläum des Augsburger Bekenntnisses.

Vorgeschichtliche Gräber in volkstümlicher Überlieferung.

Von Dr. Leonhard Franz, Wien.

(Schluß.)

In der Prignitz (Mark Brandenburg) liegt bei Seddin ein mächtiger Hügel; er ist 11 *m* hoch und mißt im Durchmesser über 70 *m*. Im Volksmund heißt er Hinzberg und man wußte sich zu erzählen, daß in ihm ein König Hinz in einem dreifachen Sarge, einem steinernen, kupfernen und goldenen, beigesetzt sei; zwei andere, unweit belegene Hügel aber sollten seinen Ring und seine Schatztruhe enthalten. Die Ausgrabung des Hinzberges im Jahre 1899 legte überraschender Weise dar, daß das Wesentliche an der Sage — der dreifache Leichenbehälter — mit der Wirklichkeit übereinstimmte. In dem Hügel befand sich nämlich eine aus Steinplatten errichtete, an den Innenwänden bemalte Grabkammer. In dieser Kammer stand ein großes Tongefäß, in diesem wieder ein bronzenes, das Leichenbrand nebst verschiedenen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aus Bronze enthielt. Außerdem aber barg das Bronzegefäß noch weitere vier Tongefäße, die ihrerseits wieder mit Leichenbrand samt Beigaben gefüllt waren (Mannus II, S. 231 ff.). Es ist klar, daß es sich hier nicht um das Begräbnis einer Person, sondern mehrerer handelte. Aber auf jeden Fall hat die Sage mit dem dreifachen Sarg recht behalten. Da diese Grabanlage die einzige ihrer Art ist, die wir kennen, dürfen wir ruhig annehmen, daß die Sage kein Ergebnis von Erfahrungen an anderen Hügeln ist; sie kann auch nicht infolge irgendwelcher späterer Grabungen im Hinzberge selbst entstanden sein, denn das Grab erwies sich als unberührt. (In der Literatur erscheint die Sage zwei Jahre vor der Ausgrabung, Zeitschrift für Ethnologie 1897, S. [117].) Nun weiß zwar historische Überlieferung zu berichten, daß der Hunnenkönig Attila in einem dreifachen Sarge, einem goldenen, silbernen und eisernen, beigesetzt worden sei (Jordanes, *Getica*, c. 49); es wäre aber doch eigentümlich, daß man diesen Sagenzug in Norddeutschland gekannt und ausgerechnet auf das Grab übertragen haben sollte, das wirklich einen dreifachen Leichenbehälter umschloß. Es wird also doch nur so sein, daß die Sage bis auf die Zeit der Errichtung des Hügels zurückgeht. Er stammt aus der Zeit um 800 v. Chr., die Überlieferung ist also ungefähr so alt wie die homerischen Epen.

Trotz ihrem hohen Alter ist aber diese Überlieferung noch jünger als diejenige, die sich an einen Grabhügel bei Pekkatal in der Nähe von Schwerin knüpft. Dort befinden sich zwei Hügel, über die folgende Sage ging: In dem größeren der beiden Hügel hausen die Unterirdischen und halten bisweilen Zechgelage,¹⁾ zu denen sie sich aus den anderen Hügeln Kessel, Messer und anderes Tafelgerät leihen. Wenn die Tafel auf dem Hügel steht und man irgendein Stück wegnimmt, kann sie nicht wieder in den Hügel hineinkommen, ehe man das Genommene wieder hingelegt hat. Der Hügel wurde

¹⁾ Von Gelagen der Hügelleute wußte auch die Sage, die an einen bestimmten bronzezeitlichen Grabhügel in Dänemark geknüpft war, s. V. Boye, *Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark*, S. 128 (Vallerødhöi).

1843 und 1845 untersucht (s. Jahrbücher des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1844, S. 369, 1846, S. 366, 1860, S. 215) und ergab folgenden überraschenden Befund: Der größere Hügel, der Rummelsberg genannt wurde, enthielt mehrere bronzezeitliche Brandgräber, außer diesen aber noch eine weitere, höchst eigentümliche Anlage. Aus Ton waren da neben einander zwei kubische Gebilde von etwa 2 m Länge und 1 m Höhe errichtet, deren Oberfläche mit Steinen ausgelegt war. Auf diesen beiden altarähnlichen Dingen stand je ein Tongefäß, neben ihnen eine Art Trog, ebenfalls aus Ton geformt, und darin war ein Skelett nebst Tongefäßscherben. Diese merkwürdigen Tonaltäre dürften wohl kultischen Zwecken gedient haben und werden dann natürlich frei gestanden sein; erst später wird man daneben einen Toten bestattet und über das Ganze den Hügel getürmt haben. Auf jeden Fall passen diese Altäre zur Sage, die von einer Tafel der Unterirdischen im Hügel wußte. Die Arbeiter, die den Hügel ausgruben, wollten denn auch tatsächlich die Arbeit nicht fortsetzen, aus Angst vor dem Zorn der Unholden. In dem zweiten Hügel aber fanden sich wieder mehrere Gräber, in einem davon nebst einem goldenen Armreif und verschiedenen Gegenständen aus Bronze auch zwei bronzene Messer und ein bronzener Kesselwagen, ein mit vier Henkeln versehenes Becken, das vermittels eines zylindrischen Zwischenstückes auf einem vierräderigen Wagengestell aufsitzt.¹⁾ Es hat sich also auch der Zug der Sage, daß in dem zweiten Hügel der Kessel der Unterirdischen sei, als richtig erwiesen.²⁾ Auch hier kann wieder nicht Zufall im Spiele sein, weil derartige Kessel zu den größten Seltenheiten gehören. Anders verhält es sich ja mit den Messern, die nach der Sage in dem Hügel sein sollten, da solche in bronze- und eisenzeitlichen Gräbern häufig anzutreffen sind. Der Hügel stammt aus den letzten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends vor Christus und aus dieser Zeit muß auch die Überlieferung herrühren.

Ein ähnlicher Fall liegt aus einer anderen Gegend Norddeutschlands vor. Bei Lohede nächst Schleswig befindet sich ein Dronningshöi genannter Hügel. Nach K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1899, S. 19), war an ihn folgende Sage geknüpft. Die Erde zu dem Hügel ist von Soldaten in ihren Helmen zusammengetragen worden. Hier hat die Schwarze Margret (die Gemahlin des dänischen Königs Kristoffer I., gestorben 1282) einen Fürsten erschlagen, mit dem sie Krieg hatte. Da sie den für sie ungünstigen Ausgang voraussah, schlug sie ihm vor, die Angelegenheit durch einen Zweikampf auszutragen; ihr Gegner willigte ein. Während des Kampfes aber sagte die Königin zu ihm, er möge einen Augenblick einhalten, damit sie ihren Helm fester binden könne, ihr Gegner müsse jedoch, damit sie ihm trauen könne, unterdessen sein Schwert bis an die Parierstange in die Erde stecken. Auch

¹⁾ Auch dieser Kessel ist zweifellos ein Kultgerät wie andere ähnliche Wagen, über die zuletzt H. Mötefindt, Der Wagen im nordischen Kulturkreise zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit, in der Festschrift für Eduard Hahn, 1917, gehandelt hat.

²⁾ Auch nach der Sage von dem früher besprochenen Hinzberg war die Verteilung so, daß diejenigen Gegenstände, die eine Rolle spielten, in verschiedenen Hügeln liegen sollten. Es ist mir aber nicht bekannt, ob die dem Hinzberge benachbarten Hügelgräber untersucht sind und ob sich dabei etwa der »Ring« und die »Schatztruhe« finden ließen.

das tat er. Da ging aber die Königin plötzlich auf ihn los und schlug ihm den Kopf ab. Der Getötete ist im Dronninghöi begraben und man hat ihn da noch oft sitzen gesehen vor einer silbernen Tafel mit ebensolchem Tafelgerät. Bei der Untersuchung des Hügels (s. Mitteilungen des anthropologischen Vereines in Schleswig-Holstein 1896, S. 13) stieß man auf mehrere Gräber aus der Stein- und Bronzezeit. Eines davon bestand aus einem Steinbelag, der drei menschliche Skelette bedeckte. Der Schädel des einen lag merkwürdigerweise zwischen den Beinen, und er muß von Anfang an dort gelegen sein, da das Grab augenscheinlich unberührt war. Eine bei einem der Skelette gefundene Pfeilspitze aus Flint datiert das Grab in die Übergangszeit zwischen Stein- und Bronzezeit, also in die ersten Jahrhunderte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Das ist wieder ein eigenartiger Fall, bei dem man die Übereinstimmung von volkstümlicher Überlieferung und archäologischem Befunde nur so erklären kann, daß man annimmt, die Sage ist ursprünglich. Freilich hat sich um ihren echten Kern — die Bestattung eines Enthaupteten — erklärendes Beiwerk geschlungen, und daß eine historische Persönlichkeit, die für die in Frage stehende Gegend eine Rolle spielte, hineinverwoben wurde, ist nichts Auffallendes.

Eine sehr alte Überlieferung knüpft sich auch an den berühmten Stonehenge bei Salisbury. Im 12. Jahrhundert weiß Geoffrey of Monmouth, daß dieser gewaltige Steinbau zuerst in Irland stand und vom Zauberer Merlin an seine jetzige Stelle gebracht worden sei. Erst neuerlich haben petrographische Untersuchungen erwiesen, daß das Material des inneren Säulenkreises nicht bodenständig ist, sondern mindestens aus Pembrokeshire stammen muß (The Antiquaries Journal 1921, S. 39). Dunkel hat sich also die Kenntnis der fremden Herkunft eines Teiles der Grabanlage durch die Jahrhunderte erhalten.

Die Reihe der Beispiele für Volksüberlieferungen, die sich an vorgeschichtliche Gräber knüpfen und durch die Ausgrabung als wenigstens im wesentlichen richtig erwiesen worden sind, könnte noch vermehrt werden.¹⁾ Ich glaube aber, daß die angeführten Fälle hinreichend dartun, daß wir auch in solchen Dingen mit dem langen Gedächtnisse des Volkes rechnen müssen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß ein Bevölkerungswechsel in irgendeinem Gebiete eine Überlieferung durchaus nicht abzureißen braucht; denn in den seltensten Fällen wird die neu hinzugekommene Bevölkerungsschicht die alte völlig vernichtet haben, sondern es wird zumindest ein Teil der letzteren fast immer geblieben sein, und damit war schon das Fortleben von Traditionen gesichert.

Natürlich gibt es auch Überlieferungen, die völlig erfunden sind. Die zahlreichen Grabhügel der Troas sind schon in der antiken Überlieferung verschiedenen homerischen Helden zugeschrieben worden; auf dieser antiken Grundlage stehen dann Namen wie Achilles-Tepeh, Patroklos-Tepeh (zwei Hügel am Kap Sigeion). Alle diese Gräber gehören aber einer viel jüngeren Zeit an (Dörpfeld, Troja und Ilion, II, S. 540 ff.). Auch mit der Grabstätte Homers beschäftigen sich bereits antike Quellen und verlegen sie einstimmig

¹⁾ Eine Zusammenstellung von B. Nerman, Folktraditioner, arkeologiskt bestyrkta (in Etnologiska studier, tillägnade Hammarstedt, Stockholm 1921, S. 213 ff.) bietet außer den auch hier besprochenen Beispielen: Ottars-Hügel, Rolvsö-Hügel, Rummelsberg und Dronninghöi, noch je einen interessanten Fall aus Norwegen und Dänemark.

auf die griechische Insel Ios. Dort fand ein Holländer im Jahre 1771 auch eine antike Inschrift, die auf Homers Grab Bezug hat (s. darüber L. R o ß, Reisen auf den griechischen Inseln des Ägäischen Meeres, 1840, neu gedruckt als Band I der Klassiker der Archäologie, Halle 1912, S. 133 ff.). Bei Münster liegt ein steinzeitliches Megalithgrab, das nach einem Verslein darüber das Grab eines Hunnenkönigs Sorwold sein sollte (s. W. C. Borlase, The dolmens of Ireland, III, S. 783). In diesem Falle hat sichtlich die volkstümliche Bezeichnung solcher Gräber als Hünengräber den Gedanken auf die Hunnen gelenkt, wie das öfter vorkommt.

Schließlich gibt es auch Legenden, die zwar auf Tatsachen basieren, aber nach einiger Zeit nicht mehr mündlich weitergegeben wurden, sondern nur mehr literarisches Leben führten oder erloschen. So nennt die Legende als ersten Bischof von Straßburg einen Germanen namens Arbogast (um 600), der bei der Kirche St. Aurelien begraben worden sein soll. Dort wurden wirklich germanisch-christliche Gräber dieser Zeit gefunden, von denen eines einen Tonziegel spätrömischer Technik mit dem Stempel Arboastis episcopus ergab (Anzeiger f. elsäss. Altertumskunde 1916, S. 806). Die Tradition, die noch im 4. Jahrhundert die Gräber der Apostel Petrus und Paulus in die Kirche San Sebastiano in Rom verlegte, ist später erloschen. Daß sie Richtiges enthielt, bezeugten Ausgrabungen, die in der Kirche ein Hypogäum mit Gräbern bloßlegten und Inschriften, aus denen eindeutig hervorgeht, daß hier tatsächlich einmal die Gebeine der beiden Apostel aufbewahrt worden waren (M. Maas, Die Gräber der Apostel Peter und Paul an der Via Appia, Kunstchronik und Kunstmarkt 1920, S. 989 ff.).

Wie die vorstehenden Ausführungen zeigen, kommt volkstümliche Überlieferungen, die sich mit vorgeschichtlichen Denkmälern beschäftigen, mitunter doch mehr als bloßer Kuriositätswert zu und die Altertumsforscher werden gut tun, an ihnen nicht gleichgiltig vorbeizugehen. Auf jeden Fall aber sollten sie als Denkmäler volkstümlichen Geisteslebens sorgfältig verzeichnet werden, umsomehr, als die Zeit nicht mehr ferne ist, wo solche Überlieferungen im Volke völlig erloschen sein werden.

*Heribard, 1809
Anthonis, 1809
Salun am Bodensee*

Zur Ortsnamenforschung.

Anläßlich der Abhandlung von Primus Lessiak »Die kärntischen Ortsnamen«. Mit einer ausführlichen Einleitung über die kärntische Ortsnamenbildung. Erschienen im 112. Jahrgang der »Carinthia«. Klagenfurt 1922.

Von Anton Mayer, Zwittau.

(Schluß.)

Trotzdem in den letzten Jahrzehnten hervorragende Gelehrte, wie Rudolf Much (deutsch-keltische Beziehungen) und Primus Lessiak (deutsch-slawische Beziehungen, besonders in »Alpendeutsche und Alpenlawen in ihren sprachlichen Beziehungen«, Germ.-rom. Monatschrift, Bd. 2, 1910), die Ortsnamenforschung um mustergiltige Arbeiten gerade in dieser Richtung bereicherten, haben sich die Slawisten darum wenig gekümmert. Noch im Jahre 1914 erschien in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (176./6. Band) eine

»historisch-philologische Untersuchung über die Siedlungen der mittelalterlichen Alpenlawen mit einem Abriss ihrer allgemeinen Geschichte« von Dr. J. Stur unter dem Titel »Die slawischen Sprachelemente in den Ortsnamen der deutschösterreichischen Alpenländer zwischen Donau und Drau«. Was die Einleitung Gutes und Richtiges bringt, ist, ein bekanntes Wort variierend, leider nicht von ihm, was aber neu daran ist, das ist nicht richtig und zeigt eine naive Unkenntnis der bisherigen Literatur. So bemerkt er (S. 15) bei der Anführung eines Zitats aus Fredegar: »hier finden wir schon den germanischen Namen Winden für die Slawen«, als ob er nicht schon in Tacitus' Germania (Kap. 46) stünde! Oder nachdem er aus der Häufung slawischer Ortsnamen im Ennstal auf eine Stauung der slawischen Völkerwelle ungefähr an der Traun, wo sie auf den Widerstand der Baiern stieß, geschlossen hat, tut er sich etwas zugute auf »die Feststellung, seines Wissens als erster auf diesen merkwürdigen Zusammenhang hinzuweisen« (S. 13), obwohl sie zum Beispiel schon in dem 1876 erschienenen ersten Bande von Krones' »Handbuch der österreichischen Geschichte« auf S. 366 steht! Im Hauptteil der Abhandlung, der die slawischen Ortsnamen im fraglichen Gebiet aufzählen und erklären soll, beschränkt sich Stur im wesentlichen darauf, die von Miklosich angeführten Namen mit urkundlichen Formen aus dem 9. bis 12. Jahrhundert zu belegen, wofür ihm die zumeist trefflich edierten Geschichtsquellen der Alpenländer zur Verfügung standen. Neue Namen hat er wenig hinzugefügt, so daß die Sammlung keineswegs vollständig ist. Die Interpretation geht selten über Miklosich hinaus, dann aber ist sie oft falsch, wie die Ableitung der Gilgen-Orte aus dem »böhmischen« Jiljí, denn dann müßte auch Gilgenburg in Ostpreußen eine »böhmische« Niederlassung sein; nun aber geben Tschechen selbst (vergl. Nekola im Jungbunzlauer Gymnasialprogramm 1890, S. 31) zu, daß umgekehrt tschech. Jiljí aus mhd. Gilge (oft belegt in »St. Gilgenta c.«) geflossen ist, wie denn ahd. und mhd. g, das freilich selbst oft in j überging, im Tschechischen gewöhnlich j ergibt. Bei den einzelnen Namen gibt Stur nach den urkundlichen Formen nur an: »entstanden aus« oder »Ursprung« und dergleichen nebst einigen Parallelen aus der slawischen Toponomastik. Wie aber die Übernahme geschah, das sagt er höchst selten, und dann ist die Erklärung in ihrer Naivität manchmal klassisch, zum Beispiel bei Paltenbach sagt er »durch Metathesis von a und l entstanden aus blato« oder bei Pels »entstanden durch Metathesis von e und l aus pleso«. Ja, hat denn Stur keine Ahnung von der slawischen Liquidametathese? Weiß er denn nicht, daß hier eher als an eine, noch dazu in deutschem Munde recht unwahrscheinliche Metathese eher an slawische Formen, wie sie vor Vollzug der slawischen Metathese bestanden, zu denken ist? Ähnlich ist es, wenn er Namen auf -ig, -nig (-ing) auf slaw. -ica (lies: -itza), zum Beispiel Perschling auf brznica, Lessnig auf lěsnica zurückführt, wo das letztere offenbar auf den Maskulinsuffix -iku zurückgeht, das erstere aber zu der Zeit übernommen wurde, als die Endung -ica noch -ika mit palatalem k (wie es die makedonischen Slawen noch haben) ausgesprochen wurde, so daß dementsprechend auch die Lautsubstitution im Deutschen je nach der Zeit der Entlehnung verschieden ist. Mit den deutschen Ableitungsmöglichkeiten ist er so wenig vertraut, daß er bei der Pielach, da die urkundlichen Belege überwiegend ohne ch wären, den

kontrahierten Lok. Pl. bĕlja hŭ aus Nom. Sg. bĕljaninŭ ablehnt und an das substantivierte bĕla (rĕka) denkt, während doch aus den alten Formen Biĕlaha, Piĕlaha klar hervorgeht, daß eine Zusammensetzung mit dem in den Alpenländern ungemein häufigen ahd. aha, mhd. ahe, nhd. Ach vorliegt. Es ist darum nur zu beklagen, daß diese Anfängerarbeit in die Sitzungsberichte der Wiener Akademie aufgenommen wurde, was mit ein Beweis ist, wie die Slawen in der einstigen Monarchie »unterdrückt« wurden.

Es war jedoch notwendig, die Abhandlung Sturs kurz zu besprechen, denn an ihr gemessen treten die großen Vorzüge der neuen Arbeit, mit der uns Primus Lessiak beschenkt hat, desto besser hervor, umso mehr als sich die Arbeitsgebiete zum Teil decken. Kein unsicheres Tasten und Tapen wie bei Stur, überall erkennt man die feste Hand des Meisters. So wird der Aufsatz zu einer Fundgrube der Belehrung. Niemand wird die ausgezeichneten Ausführungen über die ahd. und mhd. sowie über die altslawische Phonetik ohne großen Nutzen lesen: wie klar werden daraus die Gesetze der Lautsubstitution abgeleitet! Wie schön sich die urkundlichen Formen darein fügen und zur Stütze der vorgebrachten Lautwandlungen werden! Jene Formen dienen nicht nur zur Erklärung der Namen, durch ihren Vergleich mit der jetzigen mundartlichen Gestalt entrollt Lessiak vor uns eine lebendige Geschichte der kärntischen Mundart. Diese Grundsätze sollte sich so mancher Namenforscher einprägen, bevor er an seine Arbeit geht. Die einzelnen Namensklärungen, nach der Reihenfolge der kärntnischen Bahnstationen geordnet, sind in ihrer auch für philologisch Nichtvorgebildete verständlichen Klarheit und in ihrer prägnanten Kürze mustergiltig. Ein besonderer Genuß ist es, die lichtvolle Erklärung des Namens der Landeshauptstadt zu lesen: der an die germanische Heidenzeit gemahnende Name Klagenfurt, d. i. die Furt der gespenstischen Klagen oder Klagefrauen, wurde von den Windischen in ihre Sprache genau übersetzt, denn Celovec aus älterem Cviljovec, einer Form, die in verschiedenen Dialekten noch fortlebt, bedeutet einen Ort, wo sich Klagegespenster (slow. cvilja = Klageweib) aufhalten. Freilich hatte dies vor Jahren eine slowenische Größe nicht haben wollen und auch gegen den russischen Gelehrten Baudoin de Courtenay fest und steif behauptet, es gebe überhaupt keine slowenischen Übersetzungen deutscher Ortsnamen, sondern nur slowenische Ortsnamen, die »von halbgebildeten Beamten deutscher Herrschaftskanzleien verballhornt worden wären«. Wie glänzend diesem Herrn damals von Lessiak heimgeleuchtet wurde (Archiv für slaw. Philologie, Bd. 27, 1905 und Bd. 32, 1910), verdient angesichts der Vornehmheit Lessiaks, der mit keinem Worte diese Polemik erwähnt, wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Mit Recht geißelt aber Lessiak die zahlreichen, mit großer Kühnheit ausgeführten Fälschungen kärntnischer Ortsnamen, deren sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zumeist landfremde Slowenen schuldig machten, und führt einige recht bezeichnende Beispiele an. Man wollte eben den Eindruck erwecken, daß das Land rein slawisch ist, und dazu war jedes Mittel recht. Es ist ergötzlich, zu sehen, in wie schlagender Weise Lessiak diesen Herren grobe Unkenntnis selbst der slowenischen Sprachgesetze nachweist.

Es gibt fast kein Gebiet der Deutschkunde, das Lessiak bei seinen Namendeutungen nicht nur herangezogen, sondern auch bereichert hätte. Statt vieler wollen wir hier nur zwei Beispiele herausgreifen. Die Slawen

waren geschichtlichen Nachrichten zufolge nach dem Abzug der Langobarden nach Italien im Jahre 568 in die Ostalpen und noch vor Ende des 6. Jahrhunderts bis zu den Drauquellen vorgedrungen, wo sie von den Baiern aufgehalten wurden. Zu jener Zeit hatten die Slawen kurzes *a* noch nicht in *o* gewandelt, da die Friauler *K ö t s c h a c h* im Gailtal noch heute *t j a t j é s c h* nennen (S. 114). Sehr früh aber ergaben sich Berührungen nicht nur mit den Romanen, sondern auch mit den Deutschen. Denn die *G a i l* heißt auf Windisch *Z i l a* (älter **Z i l j a*). Die Deutschen übernahmen den Namen also, noch bevor *g* vor *i, e* im Slawischen zu *z* wurde, was nach Lessiak spätestens im 8., wahrscheinlich aber schon im 7. Jahrhundert geschah (S. 77). Darin hat er ganz recht, denn auf diese Zeit weist auch der slawische Name von Schlesien: *S l ę z ĩ* (aus germ. *S i l i n g s*), der nicht vor dem 6. Jahrhundert entstanden sein kann, weil erst damals einwandernde Slawen den alten silingischen Staat in Schlesien, dessen Bestand uns noch für die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts bezeugt ist (Prokop, B. Vand. 1, 22), an sich gebracht haben können. Dadurch erweisen sich Brückners und Sobolewskis Ansätze (Archiv für slawische Philologie 29, 110 ff. und 26, 561 ff.), die den Übergang *g > z* in das erste nachchristliche Jahrhundert verlegen, als zu früh. Andererseits ist dieser Übergang in der kirchenslawischen Literatur, die auf das 9. Jahrhundert zurückgeht, ganz durchgeführt. Somit müssen die Deutschen noch vor dieser Zeit, wahrscheinlich im 7. oder 8. Jahrhundert, den Namen der *Gail*, sei es durch Vermittlung der Langobarden, wie Lessiak vermutet, oder vielleicht auch unmittelbar, indem sie bis ins Gailtal vordrangen, kennen gelernt haben. Dies bestätigt auch der altd Deutsche Name der Drau: *T r a* und der mundartliche *T r ä* mit der Verschiebung von *d* zu *t* (S. 51).

Von der Besiedlungsgeschichte soll uns ein anderes Beispiel zur Heldensage führen. Bei der Erklärung des Namens von Velden am Wörthersee (S. 58) weist Lessiak darauf hin, daß das obere See-Ende am Ausgang des 9. Jahrhunderts im Besitze eines Heimo, des Sohnes Witagouos war, und fährt fort: »Die Angabe ist darum bemerkenswert, weil sie eines der ältesten Zeugnisse für unsere Heldensage bildet. Das alte Reckenpaar Wittich (ahd. Witagouo) und Heime erscheint hier in Vater und Sohn wieder geboren. In so früher Zeit war germanische Heldensage an den Gestaden des Wörthersees lebendig, den Feinde uns strittig machen wollten!« Und so bricht die glühende Heimatsliebe des Kärntners durch, die ihn zu dieser mühevollen Arbeit angespornt hat, für die ihm die Wissenschaft zu großem Danke verpflichtet ist.

Wenn wir überhaupt an der Arbeit etwas aussetzen sollen, so ist es die auch vom Verfasser störend empfundene Beschränkung auf die Stationsnamen. Wir legen deshalb dem rührigen Geschichtsverein für Kärnten ans Herz, den verdienten Forscher zur Ausgestaltung seiner Arbeit und zur Ausdehnung auf sämtliche kärntische Ortsnamen, wozu er wie kaum ein anderer befähigt und berufen erscheint, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft, aber auch des schönen deutschen Grenzlandes Kärnten zu bewegen.

Die Volkskunde auf der Jubiläumsausstellung zu Göteborg (Schweden).

Von Dr. Rosa Schömer, Wien.

(Schluß.)

Die Volkskunde fand sich aber auch in anderen Abteilungen. Die Fischereiausstellung enthielt in ihren umfassenden Sammlungen, die das ganze reichentwickelte westschwedische Fischergewerbe in Originalobjekten, Modellen und Bildern darstellten, auch die Küche und Stube eines Fischerhäuschens aus Bohuslän. Ferner bot die auslandsschwedische Ausstellung sehr interessante volkskundliche Sammlungen aus den uralten schwedischen Kolonisationsgebieten in Finnland und Estland. Das volkskundliche schwedische Material aus Finnland ist gewissermaßen eine Fortsetzung des reichsschwedischen und es lassen sich Gleichheiten in der materiellen Kultur der einander gegenüber liegenden Gebiete feststellen. Die Ålandsinseln, in deren Abteilung eine anheimelnde Bauernstube und ein buntgeschmückter Maibaum die Aufmerksamkeit auf sich zogen, bilden eine Brücke zwischen den Mälärlandschaften in Schweden und den finnländischen Provinzen Åboland und Nyland. Ebenso stimmt Österbotten in Finnland mit dem reichsschwedischen Norrland kulturell überein. Besonders Altertümlich ist die Kultur der schwedischen Siedler in Estland und auf den vorgelagerten Inseln.¹⁾ Nahezu unberührt von der Neuzeit haben diese Bauern und Fischer die alte Mundart und eine schlichte, auf Naturalwirtschaft aufgebaute Lebensführung bewahrt. Beinahe alles, was sie zum Leben brauchen, wird von ihnen selbst hergestellt und das Erzeugnis ist wohl einfach und ärmlich, aber von einer jahrhunderte alten Tradition geprägt. Die Schuhe aus dem Leder des selbsterlegten Seehundes, die Kleidung aus dem daheim gesponnenen und gewebten Tuch und die selbst verfertigte Einrichtung sind Zeugen des Hausfleißes. Bei aller Ärmlichkeit aber fehlt der Braut nicht die Brautkrone und bei den Hauben wird ein strenger Unterschied zwischen Werk- und Festtag, Trauer und Halbtrauer gemacht. Die Seehundjagd wird an der finnischen und estnischen Küste eifrig betrieben. Die ausgestellte Winterausrüstung zeigte, daß sich der Jäger ganz in weißes Fell gekleidet und durch einen Schutzschirm aus weißem Fell gedeckt an die Beute heranschleichen muß.

Auch die kirchliche Abteilung berührte sich in manchem ihrer Objekte mit der Volkskunst und einen Abschluß nach oben bildete die Abteilung für die Kultur höherer Stände, die durch die Funde, die bei der Ausgrabung von Gotenburgs Vorläufern Alt- und Neulödöse gemacht wurden, wertvolle historische Ergänzung fand. An der Stelle, wo einst Gamla Lödöse (Altlödöse) lag, wurde eine mittelalterliche Kaufstadt des 13. bis 15. Jahrhunderts aufgedeckt, die besonders mit den Hansastädten lebhaften Handel betrieb, wie die kulturhistorisch höchst wertvollen Funde beweisen. Noch reicher waren die Ausgrabungsergebnisse von Nya Lödöse (Neulödöse), das Gotenburgs unmittelbarer Vorläufer war und im 16. Jahrhundert bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts blühte. Reiche Steinzeugfunde aus den berühmten Fabriken

¹⁾ Eine gute Schilderung bei C. Rußwurm, »Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Estlands und auf Runö«, Reval 1855.

zu Köln, Röhren, Siegburg und Westerwald, Fayencen aus Holland und Italien, deutsches und englisches Zinn, Bleimarken (die an den Tuchballen befestigt waren) von Göttingen, Leipzig, Hamburg und Osnabrück neben solchen aus Amsterdam und Schottland, bezeugen die ausgebreiteten Handelsverbindungen Neulöbde besonders auch mit Deutschland.

Eine willkommene Ergänzung dieser volkskundlichen Sammlungen bildeten die Volkstanzaufführungen des Vereines »Svenska Ungdomsringen för Bygdekultur«, zu denen sich Teilnehmer aus Norwegen und Dänemark gesellten. Es war ein schöner, farbenprächtiger Anblick, als die zirka 800 Teilnehmer, in ihre verschiedenen Trachten gekleidet und nach Ländern geordnet, unter Anführung der Spielleute das Stadion betraten. Am altertümlichsten waren die norwegischen Tänze, von denen zum Beispiel der »Ornen lange« oder der »Bandadans« nur mit Gesang, nicht mit Musik begleitet wird. Überaus anziehend waren der schwedische »Vingåkersdans« und »Väva Vadmal«, die ein mimisches Moment enthalten.

Diese Vorführungen waren auch mit einer Spielmannskonkurrenz verbunden, bei der auf der Geige Volkstänze vorgetragen wurden. Später folgten Volkstanzabende des schwedischen Vereines »Brage« aus Finnland. Originell war der »Själaskuttan«, ein Tanz aus Åboland, der voll Humor die tölpischen Bewegungen des Seehundes nachahmt.

Alle diese Veranstaltungen sind ein Zeichen für den mächtigen Aufschwung, den die Volkskunde in Schweden und überhaupt in ganz Skandinavien nimmt. Wird Österreich noch ein Freiluftmuseum wie Skansen in Stockholm, Lyngby bei Kopenhagen oder Lillehammer bei Kristiania schaffen können, bevor es zu spät ist? Wird es gelingen, bei uns ein Volkskundearchiv als Sammelpunkt für das geistige Volksgut zu errichten, wie sie die Archive im Nordischen Museum in Stockholm und in der »Dansk. Folkemindesamling« in Kopenhagen darstellen? Auch Deutschland ist uns in dieser Beziehung längst vorangegangen, so besitzt Bayern das Archiv der »Deutschen Gaue« in Kaufbeuren und das Archiv des Vereines für bayrische Volkskunde in Würzburg. In dieser Zeitschrift wurde schon einmal auf die Notwendigkeit eines solchen Archivs in Österreich hingewiesen¹⁾ und dieser Gedanke sollte nicht fallen gelassen werden. Ein großer Teil unserer schönen Volkslieder und Tänze ist glücklicherweise in dem Archiv des Unternehmens »Das Volkslied in Österreich« geborgen²⁾ und das große bayrisch-österreichische Wörterbuch wird unsere Mundarten festhalten, dabei aber auch eine Fundgrube volkskundlichen Wissens sein.³⁾ Doch wieviel Wertvolles gäbe es noch auf dem weiten Feld der Volks- und Heimatkunde zu bergen! Mit jedem alten Bauer, der stirbt, und mit jedem alten Bauernhof, der niederbrennt, geht etwas Unwiederbringliches für die Volksforschung verloren. Ist dies nicht eine Mahnung für uns, zu retten, was noch zu retten möglich ist? Der Nutzen eines solchen Archivs ist sehr groß. So besitzt, um nur ein Beispiel

¹⁾ Prof. O. Menghin, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jahrgang XVIII, 1912, S. 212 ff.

²⁾ Aus Niederösterreich allein wurden 7500 Tanzweisen und über 1500 Volkslieder gesammelt.

³⁾ Einen Begriff von der unermüdlichen wissenschaftlichen Arbeit am bayrisch-österreichischen Wörterbuch gibt die Anzahl von 179.000 alphabetisch eingereihten Zetteln im Hauptkatalog.

zu nennen, auch die »Västsvenska Folkminnesföreningen« ein solches und in der stattlichen Buchserie, die anlässlich der Jubiläumsausstellung in Gotenburg herausgegeben wird, ist der Volksglaube und die Volksdichtung in Westschweden durch zwei ansehnliche Bände vertreten, die auf dem Material des Vereinsarchivs beruhen.

Wenn wir für die Schaffung eines Freiluftmuseums und eines Zentralarchivs wohl nur auf eine bessere Zukunft hoffen können, so dürfte eine Anregung, die E. Lindälv in dem Aufsatz »Hembygdsarkiv« gibt,¹⁾ auch für Österreich nutzbringend sein. Er schlägt vor, daß Volkskundevereine, die nicht die Mittel besitzen, ein Museum zu gründen und zu erhalten, einen guten Ersatz in einer Sammlung von Photographien²⁾, Zeichnungen und Beschreibungen volkskundlich interessanter Gegenstände ihres Bezirkes finden können. Jeder solche Gegenstand soll auf einer Karte mit seinem Namen, auch in der Mundart und dem Fundort genau verzeichnet werden. Der Besitzer wird durch diese Katalogisierung auf den Wert des Objekts aufmerksam gemacht und dieses vor Zerstörung oder Verschleuderung hüten, Aller Art Wirtschaftsgeräte, Hausrat, Trachten, alte Höfe, Stuben und Küchen, Örtlichkeiten, an denen eine Sage haftet, kurz alles, was für die Volksforschung von Wert ist, kann auf diese Weise festgehalten werden. Für die Errichtung eines Ortsmuseums ist hiedurch eine wertvolle Vorarbeit geleistet, denn auf Grund dieser Karten können leicht Erwerbungen gemacht werden.

Könnte eine solche Tätigkeit nicht während der Lehrausföge unserer Schulen betrieben werden? Wohl überall finden sich Lehrpersonen, die sich für Volks- und Heimatkunde interessieren und einer solchen Sammlung verständnisvoll annehmen würden. Einer Unterstützung durch Beistellung geeigneter Karten für das Beschreiben und Abzeichnen, sowie passender Sammelkartons wäre diese Arbeit gewiß wert. Jede Schule könnte in ihrem Umkreis sammeln und ein Schularchiv bilden, das ein wertvoller Lehrbehelf im heimatkundlichen Unterricht wäre. Durch Zusammenarbeit mit Ortsgruppen (Arbeitsgemeinschaften) der Urania und ähnlicher Vereine, könnte der Wirkungskreis erweitert werden und das Archiv sollte jenen, die sich dafür interessieren, zugänglich sein. Wenn nun von jeder Zeichnung und von jedem Bild ein Duplikat an eine Zentralstelle, zum Beispiel in den Landeshauptstädten gesendet würde, wo ja durch Museen und Zeitschriften ein natürlicher Sammelpunkt solcher Interessen bereits gegeben ist, so entstünde dort von selbst ein Zentralarchiv für Heimat- und Volkskunde des betreffenden Landes. Durch die Weitergabe des Materials an eine Zentrale hätten aber auch die einzelnen kleinen Archive den Vorteil, von dieser Nachrichten über das ganze Land erhalten zu können und dadurch den Wert der eigenen Sammlungen bedeutend zu erhöhen. Durch das Vorbild der Schule würde die Heimatkunde in weite Kreise getragen, viele Eltern würden durch die Arbeit ihrer Kinder selbst Interesse dafür fassen, und dies wäre der Kernpunkt der ganzen Sache, denn nur wer die Heimat wahrhaft kennt und liebt, wird auch an dem Wiederaufbau des Vaterlandes mitarbeiten.

1) Jordbrukare Ungdomens Förbunds Handbok, Nr. 3, 1921.

2) Die Wichtigkeit des systematischen Sammelns volkskundlicher Photographien betonte schon Prof. M. Haberlandt, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Jahrgang II, 1896, S. 183 ff.

Literatur der Volkskunde.

Prof. Dr. Michael Haberlandt: Einführung in die Volkskunde. (Mit 12 Bildertafeln und 10 Abbildungen im Texte.) Volkskundliche Bücherei, herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien, 1. Band, Burgverlag, Ferdinand Zöllner, Wien 1924.

Aus dem Vorwort: Der Wunsch, das eigene Volkstum gründlicher, als es etwa durch nationale Schlagwörter und nationales Gerede geschieht, in seiner tiefen Verwurzelung und innerem Gefüge kennen zu lernen, erfaßt in wachsender Stärke immer weiter gezogene Kreise der Volksgenossen. Volkskundliche Kenntnisse werden stets eifriger von der Lehrerschaft, die auf Bodenständigkeit des Unterrichtes hinarbeitet, von der studierenden Jugend, die den seelischen Anschluß an ihr Volkstum sucht, von den Vertretern der verwandten Geisteswissenschaften und der gebildeten Bevölkerung überhaupt, zumal den fortschaffenden Elementen, die auf den überkommenen Volksgütern fortzubauen sich bestreben, zu gewinnen gewünscht.

Die Möglichkeit, in das vielverzweigte Gebiet der Volkskunde ohne großen Aufwand von Mühe und Zeit einen genügenden Einblick zu erhalten, hat bisher eigentlich gefehlt. Die Darstellungen von E. H. Meyer, R. F. Kaindl, K. Reuschel, Hans Naumann und anderen sind kleine »Einführungen«, so dienlich und anregend sie dem fortgeschrittenen Jünger der Volkskunde sein werden. Der Zweck dieses Schriftchens ist es, eine solche möglichst faßliche und werbende erste Einführung in die Volkskunde zu geben, über allen mannigfaltigen Stoff, der in ihrem Arbeitsgebiet lagert, zu orientieren, sowie die maßgebenden Gesichtspunkte und die methodische Behandlung, wie sie die Volkskunde braucht und übt, in den Grundzüge mitzuteilen. Für diejenigen Leser, welche sich gründlicher in die Gegenstände der Volkskunde einzuarbeiten wünschen, ist zum Schluß ein Verzeichnis des einschlägigen Schrifttums in gebotener Auswahl beigelegt.

Die nachfolgende Inhaltsübersicht belehrt über den in der angezeigten Schrift behandelten umfangreichen Stoff:

Einleitung: Allgemeiner Begriff und Aufgabe der Volkskunde. — Ihre Arbeitsgebiete. — Grundsätze und methodische Gesichtspunkte: Kompliziertheit der volkstmäßigen Erscheinungen. — Vergleichende Betrachtungsweise. — Geographische Verbreitung und geschichtliche Vertiefung der volkskundlichen Tatsachen. — Gemeinschaftskultur und »gesunkenes« Kulturgut. — Das Individuum in der Volkskultur.

Volksanthropologie: Stammes- und Familienkunde. — Psychologie des Bauerntums.

Sachliche Volkskunde: Siedlungswesen und Flurverfassung — Hausformen. — Haus-, Arbeits- und Wirtschaftsgeräte. — Hausleben. — Ernährungswesen. — Gebäudeteile. — Stimulantia. — Volkstrachten und Volksschmuck.

Arbeits- und Sittenkunde: a) Arbeitswesen: Die landwirtschaftlichen Arbeiten und Bräuche. — Brauchtum der Viehzucht. — Hirtenwesen. — Almleben. — Andere volkstümliche Berufe. — Handwerkswesen. b) Das Brauchtum des Gemeinschaftslebens: Familienbräuche bei Geburt und Taufe, bei der Hochzeit und beim Begräbnis. — Nachbarschaft. — Bräuche der Geselligkeit. — Spiele. — Tänze. — Rechtsbräuche. c) Sitten und Bräuche im festlichen Jahr.

Volks Glaube und Volksreligion: Formen des Aberglaubens. — Abergläubische Vorschriften — Vorbedeutungen. — Volksmedizin. — Krankheitsglauben. — Mythische Gestalten. — Fortleben der Seelen.

Kirchliche Volkskunde: Kirchenpatronate, Heiligenverehrung. — Die göttlichen Personen. — Wallfahrtswesen. — Die Dorfkirche. — Sonstige kirchliche Denkmäler.

Geistige Volkskunde: Vorzüge der Mundart. — Wesen der Überlieferung. — Sprichwörter und Redensarten. — Das Volksrätsel. — Sprachpoesie. — Kinderlieder. — Das Volkslied. — Das mundartliche Volkslied. — Volksmusik. — Sage und Märchen. — Die Volkskunst.

Schlußwort: Nationale und vergleichende Volkskunde.

Emil Goldmann: Beiträge zur Geschichte des fränkischen Rechtes. 1. Teil. Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1924.

Wie nahe sich Rechtsgeschichte und Volkskunde stehen und wie viel Aufklärung für zahlreiche dunkle Probleme die erstere aus der Beobachtung der volkstümlichen Rechtsbräuche zu gewinnen vermag, ist seit dem Erscheinen von J. Grimms Rechtsaltertümern den Rechtshistorikern immer klarer geworden. Auf dem Grenzgebiete beider Wissenschaften bewegt sich seit längerem auch die wissenschaftliche Arbeit des Verfassers, und die oben angezeigte Schrift, welche sich mit einer Reihe von Untersuchungen zur Geschichte des fränkischen Rechtes beschäftigt, hat denn auch aus der Volkskunde vielfach Zielrichtung und Grundlagen gewonnen. So besonders die Abhandlung über den Entspinnungsritus der Lex Salica, wo das Zerbrechen der vier Stäbe und das Auseinanderwerfen der Bruchstücke dieser Stäbe eine die Wüstung des Hauses der aus der Sippe Ausscheidenden versinnbildende symbolische Handlung darstellt.

Dr. Gustav Kraitschek: Rassenkunde. (Urgeschichtliche Volksbücher, im Auftrag der Wiener prähistorischen Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. Oswald Menghin, I. Band.) Burgverlag, Wien 1899. Mit 1 Karte, 26 Textabbildungen und 64 Bildnissen auf 16 Tafeln.

Mit Recht hat der Herausgeber eine gemeinverständliche Rassenkunde an die Spitze der geplanten urgeschichtlichen Buchreihe gestellt. Nichts kann der allgemeinen Bildung gegenwärtig dienlicher, ja notwendiger sein, als eine dem bereits erreichten befriedigenden Stand unserer Einsicht entsprechende Rassenkunde. »Nie ist mehr von Rasse gesprochen, nie weniger davon verstanden worden, als heute.« (Menghin.) Der Verfasser fußt auf der Lehre der gegenwärtigen größten Autoritäten (E. Fischer, Bauer, Lenz), hält sich aber späterhin von Einseitigkeit und unsicheren Beurteilungen, wie sie etwa dem im übrigen ja verdienstvollen Werke von Dr. Hans Günther: »Rassenkunde des deutschen Volkes« anhaften, nicht genügend fern. Dies sei ausdrücklich bemerkt, da die vorliegende Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volkes, vor allem der Ostalpenländer, abgefaßt ist. Im übrigen belehrt die ausführliche Inhaltsübersicht über die bei aller Kürze gründliche Stoffdarstellung, bei welcher nach Darlegung der anthropologischen Grundbegriffe und der allgemeinen Rassenlehre der Rassenkunde Europas der breiteste Raum gewährt ist. Der Hauptzweck des Buches ist, wie sein Verfasser sagt, erreicht, wenn recht viele Menschen dazu veranlaßt werden, über menschenkundliche Dinge ernstlich nachzudenken. Dazu gewährt dem Leser die vorliegende Schrift die erforderlichen Grundlagen sowie die Nachweisung des zur Weiterbildung dienlichen Schrifttums.

Kärntner Volksschauspiele. Herausgegeben von Dr. Georg Graber. 1. Weihnachtsspiel. 2. Das Kärntner Paradeissspiel; Kärntner Jedermann. 3. Das Kärntner Spiel vom Leiden und Sterben Christi. Mysterienspiele, für die Liebhaberbühne eingerichtet von Dr. Helmut Amanshauser. Märchenspiele, nach Grimmschen Texten gestaltet von Dr. Helmut Amanshauser. Wien, Österreichischer Schulbuchverlag, Deutsche Hausbücherei.

Der Gedanke des österreichischen Volksbildungsamtes, im Rahmen der Deutschen Hausbücherei nicht nur die einer vertieften Volksbildung gemäßen klassischen Werke unserer Dichter in handlichen und billigen Ausgaben zugänglich zu machen, sondern auch den großen Dichter, das Volk selbst, zu Worte kommen zu lassen, ist sehr begrüßenswert. Es ruht ja gerade in den Volksschauspielen, die von der Volkskunde ziemlich gut durchforscht sind, eine Kraft der Darstellung, um die mancher Dichter sie beneiden könnte.

Dr. Georg Graber, den Volkskundeforschern schon seit langem durch seine Untersuchungen über das Sprunghafte im deutschen Volkslied (Klagenfurt 1907) als ernsthafter Forscher bekannt, bringt in den drei Bändchen der Kärntner Volksschauspiele nicht nur von ihm gesammelte Texte, die wert sind, auch außerhalb der Landesgrenzen bekannt zu werden, sondern liefert in Vorwort und Anmerkungen eine Fülle von wissenswerten Bemerkungen und Tatsachen, die von seiner der Volkspoese entgegengebrachten Liebe und dem feinen Verständnis zeigen.

Besonders im Leiden Christi-Spiel geht er nicht nur den Quellen und Vorbildern dieses auf Gebildete und Ungebildete mächtig wirkenden Spieles nach, sondern bietet in vielen Anmerkungen, die sich besonders auf die im Dialekt noch lebenden mhd. Sprachformen beziehen, dem Sprachforscher ergiebiges Material. Bei einer Neuauflage würde die Beigabe der Melodien, deren Fehlen man beim Weihnachtsspiel bedauert, sicher leicht zu bewerkstelligen sein.

Die Achtung, mit der Dr. Graber den poetischen Werken des Volkes entgegentritt, lassen Dr. Amanshauser Mysterienspiele leider vermissen; denn diese Spiele sind »zum Teil echte alte Spiele, zum Teil aber Umgestaltungen und Neuschaffungen. Daher sind die Texte für den Wissenschaftler unbrauchbar«. Nun, der Wissenschaftler wird sicher nicht nach Dr. Amanshausers Ausgabe greifen, weil die Vorlagen derselben, obwohl vom Herausgeber verschwiegen — nur bei dem Spiel von den ungleichen Kindern Evas nennt er die Stoffquellen, Grimm und Hans Sachs — dem Wissenschaftler wohl bekannt sind. Aber trotz dieser Einschränkung auf das Praktische kann sich der Berichterstatter mit der Art der Bearbeitung nicht einverstanden erklären, denn Volksdichtung und Individualdichtung sind so verschieden, daß sie nicht zusammengespant werden können.

Wenn Amanshauser im Vorwort weiter schreibt: »Dabei wurde alles so zugerichtet, daß es unserem Geschmack entsprach.« Ja, wer gibt denn die Sicherheit, daß Amanshausers Geschmack den Volksbildungszielen entspricht? Wem diese einfachen, ergreifenden Volksschauspiele in ihrer vom Volke geschaffenen Gestalt nicht gut genug sind, der spiele halt etwas anderes oder schaffe gleich etwas »seinem Geschmack Entsprechendes«.

Das Volk kennt seine Sprache genau, und nicht ohne Grund nehmen die Gelehrten die Volkssprache oft und oft zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen, denn sie ist lebendig.

Wäre es nicht besser gewesen, statt solcher Verbesserungen die Melodie zu dem vom Engel gesungenen Lied: »O Mensch, steh' auf!« (S. 19), das im Volke als Totenlied noch jetzt lebendig ist, beizubringen?

Es gibt eine Art, seinen Fleiß an die Volksschauspiele zu wenden, und das ist, sie in Bezug auf die Melodie zu ergänzen, was Amanshauser ja auch durch Beibringung von Melodien zu den Spielen tut. Freilich bleibt er hier auf halbem Wege stehen, indem nur ein Teil dieser Melodien echtes Volksgut ist, an dem anderen Teil derselben war Kurt Wilsonseder Mitarbeiter.

Das Paradeisspiel ist aus verschiedenen Lesarten zusammengezogen, es besteht in der Hauptsache aus dem von K. J. Schröer in seinen Deutschen Weihnachtsspielen aus Ungarn 1858 mitgeteilten Spiel vom Sündenfall aus Oberufer bei Preßburg. Das vierte Spiel, das Christgeburtspiel, endlich besteht aus einer Vermischung des Hirtenspieles aus St. Georgen ob Murau (Bünker, a. a. O., S. 93 ff.) mit Volksliedern.

Der Unterzeichnete kann sich im ganzen, den rein praktischen Zweck dieser Ausgabe zugegeben, doch mit diesen Bearbeitungen nicht einverstanden erklären, denn sie öffnen der Willkür Tür und Tor. Der Hauptzweck, die Zuhörer an den Schönheiten der echten, unverfälschten Volksdichtung teilnehmen zu lassen, ihnen einen Blick in die Seele des Volkes zu gewähren, wird durch solche Mosaikarbeiten sicher nicht gefördert. Wenn dieses Prinzip der Vermischung von Volksgut auch auf Volksgut und Volksmusik übergreifen würde — Dr. Pommer hat glücklicherweise und mit Erfolg vor solchen Bearbeitungen gewarnt — möchte man wünschen, daß sie nie aufgeschrieben worden wären. Auch Volkslied und Volksspiel stehen unter dem Schutze des Urheberrechtes, das freilich nicht in Gesetzestafeln eingraviert ist, sondern in den Herzen aller stehen soll, die mit dem Volke fühlen.

Die Märchenspiele, welche dramatische Darstellungen von germanischen Märchen sind, sind Eigenschöpfungen Dr. Amanshausers und wohl geeignet, Kindern, die mit diesem Stoffe in der vom Volke geschaffenen Form schon bekannt sind, Freude zu machen.

Raimund Zoder.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

VIII. Laudongasse 17

mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

29. Jahrgang 1924.

Heft 3—4.

Alpine Spielzeugtiere.

Ein Beitrag zur Erforschung des primitiven Spielzeuges.

Von Dr. Eugenie Goldstern, Wien.

Mit 1 Doppelfigurentafel und 4 Textabbildungen.

Inhaltsübersicht.

1. Die Haupttypen der primitiven schematischen Spielzeugtiere und ihre Verbreitung in den Alpenländern (mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz):

- a) Spielzeugtiere aus Holz;
- b) Spielzeugtiere aus unbearbeiteten Knochen;
- c) Spielzeugtiere aus Früchten.

2. Die Eigentümlichkeiten der geschilderten Typen der Spielzeugtiere.

3. Einige ethnographische und prähistorische Parallelen.

4. Lassen sich die geschilderten primitiven Spielzeugtiere als Überreste von Gegenständen eines alten Kultus auffassen?

Das primitive Kinderspielzeug tritt in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund der volkskundlichen Betrachtung, denn allmählich dringt die Einsicht durch, daß diese auf den ersten Blick ganz unscheinbaren Gegenstände von kulturhistorischer Bedeutung sein mögen.

Bekanntlich werden Objekte, die im Laufe der Zeit aus dem Gebrauch gekommen sind und ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, den Kindern oft zum Spielen überlassen. Ist nun eine längere Zeit verstrichen und die Erinnerung an den Zweck, dem ein solcher Gegenstand ehemals diente, verblaßt, so kann es geschehen, daß solch ein Gegenstand dann nur mehr als ein Spielzeug gilt.

So konnte ich mich an Ort und Stelle überzeugen, daß mancher volkskundlich interessante und früher im Hausgebrauch wichtige Gegenstand zum Spielzeug geworden ist.¹⁾

¹⁾ Im Münstertal (Graubünden) pflegte man zum Beispiel das Talglicht in Lampen aus Gipsdolomit zu brennen. Dies ist heute nicht mehr der Fall und die Steinlampen sind völlig im Verschwinden begriffen. Unter den wenigen Exemplaren, die noch im Münstertal aufzutreiben waren, befanden sich bereits drei im Besitze der Kinder, die sie als Spielzeug verwendeten.

Rütimeyer sagt darüber: »... allgemein bekannt ist, wie wir im Kinder-
spielzeug vielfach noch uralte ergologische Objekte finden, die in Kinderhand
und Kinderzeit noch leben, während sie sonst nur noch bei Naturvölkern in
Gebrauch sind.«¹⁾

Wenn auch das primitive Spielzeug, das uns in diesem Aufsatz be-
schäftigen wird, keinerlei Beziehungen zu den alten ergologischen Objekten
aufweist, so scheint es dennoch kulturhistorisch von gewissem Interesse zu
sein, denn wie noch später besprochen werden soll, darf man in ihm mög-
licherweise einzelne Überreste von alten kultischen Gegenständen erblicken.
Dieses primitive Spielzeug, das vorwiegend Haustiere zur Darstellung bringt,
hat sich noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Frische in den Alpen,
hauptsächlich in der Schweiz und im Piemont, erhalten und reicht, wie wir
sehen werden, in ähnlicher Form weit über die Alpenländer hinaus. Daß es
fast ausschließlich Haustiere sind, die wir in den betreffenden Gegenden als
Spielzeug finden, erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, wie sehr das
Milieu, in dem ein Kind heranwächst, die Art seiner Spiele beeinflusst.

Da die Bewohner der Hochtäler, wo das in Rede stehende Spielzeug
hauptsächlich vorkommt, Viehzüchter sind, hat das Kind vor allem Spielzeuge,
die die Haustiere darstellen. Im Spiel mit diesen entfaltet das Kind seinen
wohlbekannten Nachahmungstrieb. Das Spielzeugvieh wird in einem eigens
dazu gebauten Stall en miniature untergebracht, mit Heu gefüttert, getränkt,
gereinigt, gemolken. Auch trüchtigt kann eine Spielzeugkuh werden und das
Kälbern findet in einer originellen und ganz humorvollen Weise statt. (Taf. I,
Fig. 23 und 23a.)

Wenn dann im Sommer das Vieh auf die Alm getrieben und dabei
der stärksten Kuh der Melkstuhl zwischen die Hörner gebunden wird, so
ahmen auch dies die Kinder in ihren Spielen nach; dabei wird der Melkstuhl
einfach durch einen aufrecht stehenden Aststummel dargestellt, der sich
zwischen den beiden seitlichen, die Hörner bezeichnenden Aststummeln be-
findet. (Taf. I, Fig. 12.)

Mit Rücksicht auf die steinigen Almwege pflegt man in einzelnen
Schweizer Gegenden den Kühen die Hufe zu beschlagen. Das beobachten die
Kinder und tun desgleichen, indem sie ihren Spielzeugkühen, bei denen die
Extremitäten noch nicht differenziert sind, die ganze Bauchfläche mit Nägel
beschlagen. (Taf. I, Fig. 2.)

Auch die besonders in Wallis so beliebten Kampfspiele der Kühe
pflegen die Kinder mit ihren Spielzeugkühen zu veranstalten. Kurzum alles,
was das Kind bei den Erwachsenen täglich beobachtet, wiederholt es mit
seinen kleinen Spielherden. Dabei könnte man meinen, daß die betreffenden
Spielzeugtiere gleichfalls möglichst naturgetreu wiedergegeben werden. Das
ist jedoch durchaus nicht der Fall, und wie die genauere Beschreibung und
die Abbildungen zeigen, sind die Tiere nicht realistisch, sondern zumeist ganz
schematisch oder, um mit Verworn²⁾ zu sprechen, ideoplastisch dargestellt.
Diese merkwürdigen Spielzeugtiere, die bald von den Kindern selbst, bald

¹⁾ L. Rütimeyer, Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche
im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen.
Basel 1916. S. 50.

²⁾ M. Verworn, Ideoplastische Kunst, Jena 1914.

von den Eltern oder den älteren Geschwistern angefertigt werden, haben schon vor einigen Jahren die Aufmerksamkeit der Ethnographen auf sich gelenkt.

Die volkskundliche Literatur besitzt bereits einzelne diesbezügliche Abhandlungen von Th. Delachaux und von L. Rüttmeyer.

Die nächstfolgenden Ausführungen, die sich auf meine Beobachtungen während eines mehrmonatigen Sammelns von Spielzeugtieren in der Schweiz und im Piemont stützen, liefern nun, wie ich hoffe, einige weitere Beiträge zur Erforschung dieses primitiven alpinen Spielzeuges.

1. Die Haupttypen der primitiven schematischen Spielzeugtiere und ihre Verbreitung in den Alpenländern (mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz).

Die primitiven, ganz schematisch dargestellten Spielzeugtiere lassen sich rein stofflich in drei Gruppen einteilen: in Spielzeugtiere aus Holz, die sowohl in der Schweiz wie auch in einigen anderen Alpenländern vorkommen, ferner in Spielzeugtiere aus un bearbeiteten Knochen, die bisher nur aus der Schweiz bekannt sind, und schließlich in Spielzeugtiere aus Früchten, die — ich denke dabei vorwiegend an Spielzeugtiere aus Tannenzapfen — in den Alpenländern ziemlich verbreitet sind. In den einzelnen Schweizer Tälern sind neben dieser letzteren Gruppe entweder die beiden ersten Gruppen oder, was häufiger der Fall ist, nur die eine derselben vertreten. So findet man zum Beispiel im Lötschental (Wallis) in Prättigau, in der Davoser Gegend und in Sapün (Graubünden) Spielzeugtiere sowohl aus Knochen wie auch aus Holz. Im Saas- und Nikolaital (Wallis) hingegen haben die Kinder nur Spielzeugtiere aus Knochen; in den übrigen Schweizer Gegenden, wo derartige primitive Spielzeugformen noch in Gebrauch sind, werden sie in der Regel nur aus Holz angefertigt. In denjenigen Tälern, wo die beiden Gruppen der Spielzeugtiere vertreten sind, kann man deutlich eine Tendenz zum Verschwinden, ja stellenweise bereits ein gänzlichliches Eliminieren der einen oder anderen Gruppe feststellen.

So sind beispielsweise im Lötschental die Spielzeugtiere aus Holz heute nur mehr selten zu finden, während diejenigen aus Knochen noch allgemein verwendet werden. Umgekehrt trifft man in Wiesen (Graubünden), wo früher Spielzeugtiere aus Knochen in Gebrauch waren — ältere Leute erinnern sich noch gut daran — heute nur mehr Spielzeugtiere aus Holz an. Welche Momente das Überhandnehmen der einen und das allmähliche Verschwinden der anderen Gruppe bewirken, läßt sich schwerlich sagen. Jedenfalls steht es fest, daß nicht etwa ein Bedürfnis nach einer realistischeren Darstellung sich dabei geltend gemacht hat, denn die beiden Gruppen der Spielzeugtiere stellen nur Schemen dar.

a) Spielzeugtiere aus Holz.

Diese Gruppe ist die vorherrschende sowohl in der Schweiz wie auch in anderen Alpenländern, wo derartiges primitives Spielzeug noch gebräuchlich ist.

Die schematischen Spielzeugtiere aus Holz, die hinsichtlich ihrer Form auf den ersten Blick mannigfaltig erscheinen, lassen sich unschwer auf vier Grundtypen zurückführen, die ihrerseits in den einzelnen Tälern kleine

Variationen aufweisen. Allen diesen Typen ist gemeinsam, daß sie Tier-schemen sind, bei denen nur die Hörner stark betont werden, während die übrigen Körperteile, wie Schnauze, Extremitäten und Schwanz, in der Regel ganz wegfallen; das Tier erscheint somit gewissermaßen von oben, aus der Vogelschau, gesehen.

Der erste einfachste Typus solcher Spielzeugtiere besteht aus einem zylindrischen, an der Basis etwas abgeflachten Aststück von Ahorn-, Alpenrosen-, Haselnußholz, dessen Größe zwischen 5—25 cm schwankt.

Hinten ist das Klötzchen gerade abgeschnitten, während vorne die Astgabelung, die die Hörner darstellt, sichelförmig zugeschnitzt ist. (Taf. I, Fig. 1—5.) Die Rinde ist in der Regel hinter den Hörnern in Form eines Glockenbandes ausgeschnitten; zuweilen ist sie zur Bezeichnung des Fleckviehes auf ihrer ganzen Oberfläche mit Kerbschnitt verziert.

Die sichelförmige Gestalt der Hörner wird nur bei der Darstellung der Kuh betont. Handelt es sich um einen Stier, so werden die Astgabeln kurz und stumpf gemacht; soll aber eine Ziege dargestellt werden, so wählt man dazu ein Aststück mit einem etwas zurückgebogenen Stummel. Dieser letztere, der die Ziegenhörner bildet, wird gewöhnlich nur entzweigespalten (vergl. Taf. I, Fig. 6); ab und zu werden durch einen Längsausschnitt des Stummels die Ziegenhörner deutlicher hervorgehoben.

Mit diesen einfachen, ganz unzulänglichen Mitteln erreicht man dennoch, daß jedes Tier etwas Typisches, der Natur Abgelauchtes hat.

Was die Verbreitung dieses Typus der Spielzeugtiere in der Schweiz betrifft, so kommt er hauptsächlich in Wallis vor, so zum Beispiel im Evolenatal¹⁾ (Mittelwallis), in Val d'Illic (Unterwallis) und in Goms (Oberwallis). In der letzteren Gegend werden die Spielzeugkühe aus dünneren Zweigstücken als in den anderen Walliser Tälern angefertigt und die sichelförmig zugeschnitzte Astgabelung ladet weiter aus.

Eine dem Walliser Typus analoge Form fand ich auch in Graubünden, und zwar in Arosa, in Sapün, im Sertigtal bei Davos und in Wiesen. (Taf. I, Fig. 2.) Außerdem bringt Rütimeyer eine ähnliche Art der Spielzeugtiere aus dem Prättigau.²⁾ Soweit nun meine eigenen Nachforschungen in Graubünden und die über die Spielzeugtiere publizierten Arbeiten zu urteilen gestatten, scheinen die eben erwähnten Täler die einzigen in Graubünden zu sein, wo der Walliser Typus der Spielzeugtiere vertreten ist. Diese Gegenden sind aber, wie es heute historisch festgestellt wurde, etwa im 13. Jahrhundert von einer Walliser Bevölkerung besiedelt worden. Es ist also möglich, daß die eingewanderten Walliser ihre traditionellen und gewiß uralten Spielzeugformen in ihrer neuen Heimat eingeführt und sie dort bis heute erhalten haben.

Außerhalb der Schweiz fand ich den geschilderten primitiven Typus der Spielzeugtiere nur noch im Piemont, und zwar im Aostatal. Über sein etwaiges Vorkommen in den anderen Alpenländern ist bisher nichts bekannt.

¹⁾ Die Spielzeugkühe von Evolena wurden zuerst von L. Rütimeyer beschrieben. Verhandlungen der Naturf.-Gesellschaft in Basel, Bd. 24.

²⁾ L. Rütimeyer, Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis. Basel 1916. Taf. III.

Die Darstellung der Spielzeugkühe im Aostatal ist so ziemlich die gleiche wie in Wallis: ein zuweilen mit Kerbschnitt verziertes Aststück, dessen vordere Gabelung sichelförmig zugeschnitzt ist. (Taf. I, Fig. 4.)

In einigen entlegenen Seitentälern von Aosta, wie zum Beispiel Valgrisenche oder Val de Rhêmes, spielen die Kinder oft mit ganz unbearbeiteten gegabelten Zweigstücken von Alpenrosenholz. (Taf. I, Fig. 3.) Die die Hörner darstellende vordere Gabelung des Astes genügt der kindlichen Phantasie vollständig, um im Aststück eine Kuh zu erblicken.¹⁾ So hatte beispielsweise ein achtjähriger Knabe in Valgrisenche eine zirka 130 Stück zählende Kollektion von Spielzeugkühen aus gänzlich unbearbeiteten Zweigstücken von Alpenrosenholz. Jedes Zweigstück war aber für den Kleinen von gewisser Bedeutung, denn jedes stellte eine bestimmte Kuh dar, die ihren Namen auf der Basis des Zweiges eingezeichnet trug.

Als neuen Typus der primitiven Spielzeugtiere fand ich die gleichfalls in Valgrisenche übliche Darstellung eines Huhnes. Die Herstellung des Spielzeuges beruht eigentlich auf dem gleichen Prinzip wie bei den bisher geschilderten. Es ist immer die Astgabelung, die dem Schnitzer die Idee eines Tieres suggeriert. Während aber bei der Kuh die Astgabelung nur die Hörner bezeichnet, stellt sie beim Huhn den ganzen Vogel dar.

Bemerkenswert ist bei diesem Spielzeug die wirklich geistreiche Ausnützung des Materials: die eine Astgabel stellt den Schwanz, die andere den Kopf, die Verbindung der beiden gegabelten Aststücke miteinander den Rumpf des Huhnes dar. (Taf. I, Fig. 7.)

Wenn auch in dieser Abhandlung ausschließlich von primitiven Spielzeugtieren die Rede sein soll, so möchte ich dennoch den Hirten, wie man ihn in Wallis und im Aostatal noch darzustellen pflegt, nicht unerwähnt lassen. Denn auch er ist, wie die ihm anvertraute Herde, nur ein Aststück mit dreifacher oder vierfacher Gabelung. Auf diese wird er gestellt und gleicht dann, wie Rüttimeyer bei Beschreibung derartiger Hirten aus dem Wallis bemerkt, den Idolen gewisser Naturvölker.²⁾ (Taf. I, Fig. 8.) Im Aostatal wird das den Hirten bildende Aststück zuweilen mit einem Kopf versehen, der trotz der ganz rohen Ausführung recht ausdrucksvoll ist.

Der zweite Typus der schematisch dargestellten Spielzeugtiere ist eigentlich ebenso ursprünglich und einfach wie der erste. Es sind zylindrische, unten etwas abgeflachte, vorne und hinten gerade abgeschnittene Aststücke, vorwiegend von Tannenholz. Der Unterschied gegenüber den zuvor geschilderten Spielzeugtieren besteht hauptsächlich in der Darstellung der Hörner, die hier nicht durch vordere Zweiggabelung, sondern durch seitliche Aststummel gebildet werden, die entweder gar nicht bearbeitet oder nur zugespitzt sind. (Taf. I, Fig. 9—15.) Zum Zeichen, daß es sich um Fleckvieh handelt, wird die das Spielzeug bedeckende Fläche mit geometrischen, vorwiegend mit sternförmigen Motiven verziert.

¹⁾ In einigen Seitentälern von Aosta heißen diese primitiven Spielzeugkühe »cornaille« (etwa die »Hörnigen« oder die »Gehörnten«. Es werden also auch bei der Benennung der Spielzeugkuh ganz besonders die Hörner betont).

²⁾ L. Rüttimeyer, Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche in Wallis u. s. w., S. 53.

Zur Unterscheidung des Geschlechtes bei der einen Tierart (Stier, Kuh), beziehungsweise zur Unterscheidung der einzelnen Tierarten voneinander werden Aststücke mit verschiedenen angeordneten Aststummeln gewählt. So sind zum Beispiel bei der Spielzeugkuh die lateral abgehenden, die Hörner dartsellenden Aststummel parallel gerichtet (Taf. I, Fig. 11), beim Stier gehen sie mehr nach oben zu (Taf. I, Fig. 10) und bei der Ziege schließlich werden die Hörner nur durch einen aufrecht stehenden entzweigespalteten Aststummel gebildet. (Taf. I, Fig. 13.) Durch diese verschiedene Lage und Richtung der Aststummel sowie durch einzelne kleine Zutaten, zum Beispiel Abflachen der oberen Kopfpattie zur Andeutung des Stiernackens (Taf. I, Fig. 10), erhalten diese Spielzeugtiere etwas für jede Tierart Charakteristisches.

Der zweite Typus der Spielzeugtiere ist in der Schweiz sehr verbreitet und reicht vom Waadtland (Pays d'Enhaut Vandois), wo er hauptsächlich in Château d'Oex vorkommt,¹⁾ über Berner Oberland (Simmental, Saanen, Lauterbrunnen, Mürren) bis in den Kanton Freiburg hinüber; hier findet man ihn im ganzen Sensebezirk und in der Gruyère. In Jaun (Gruyère) erhielt ich unter anderen derartigen Spielzeugtieren auch eines, das den bösen Stier darstellt; dieser trägt, zur Beschwichtigung, wie der lebende böse Stier, eine Stirnplatte aus Eisen. (Taf. I, Fig. 9.) Die auf dem Bilde sichtbaren Schrauben stellen nicht die Augen des Stieres dar, sondern dienen nur zur Befestigung des Stirnbrettes.

Dieser Stier besitzt bereits einen prächtigen Schweif aus Roßhaar, zeigt aber im übrigen keine Abweichungen von den geschilderten Individuen des zweiten Typus.

Bemerkenswert wegen ihrer Einfachheit ist auch eine Spielzeugziege aus der gleichen Gegend. Es ist dies ein kleines unbearbeitetes Aststück von Haselnußholz, dessen Abzweigung entzweigespalteten ist. (Taf. I, Fig. 6.) Trotz dieser rohen, durchaus schematischen Darstellung hat dieses Tier merkwürdigerweise doch etwas Naturgetreues.

Außer den erwähnten Gegenden kommt der zweite Typus auch in der Ostschweiz, so zum Beispiel im St. Gallener Oberland und in Braunwald (Kanton Glarus) vor. Auch in Graubünden, speziell in Oberhalbstein tritt dieser Typus sporadisch neben der bündnerischen Form auf. So fand ich in Reams (Oberhalbstein) ein Ochsenengespann, bei dem die Ochsen bereits einen Schwanzstummel und ganz primitive, durch kleine Einschnitte auf der Bauchseite nur schwach angedeutete Extremitäten besitzen; die Hörner sind in üblicher Art durch seitliche Aststummel gebildet. (Taf. I, Fig. 14.)

Was die Verbreitung dieses Typus der Spielzeugtiere außerhalb der Schweiz betrifft, so habe ich ihn im Aostatal, allerdings nur vereinzelt, neben dem dort allgemein herrschenden ersten Typus angetroffen. Eine Abart des zweiten Typus ist auch aus Steiermark bekannt. Das Naturhistorische Museum in Wien besitzt ein Ochsenengespann aus Wöhrschachwald bei Untergrimming (Steiermark), das Werk des kleinen Sohnes des Johann Berger. Die Ochsen sind gleichfalls zylindrische, vorn und hinten gerade abgeschnittene entrindete Aststücke mit vier seitlichen Aststummeln

¹⁾ Die Spielzeugtiere von Château d'Oex wurden zuerst von Th. Delachaux beschrieben. Th. Delachaux, Jouets rustiques Suisses. Schweiz. Archiv für Volkskunde. 1914.

deren zwei nach oben gerichtete die Hörner, die beiden übrigen die Extremitäten bezeichnen. (Taf. I. Fig. 15.) Ob diese zweibeinigen Ochsen nur eine Einzellerscheinung, oder etwas wirklich Typisches darstellen, darüber ist nichts bekannt. Mir scheint die zweite Möglichkeit die wahrscheinlichere zu sein, nämlich, daß das steirische Ochsenespann vielleicht ein letzter Nachklang des in der Gegend früher allgemein verbreiteten Typus der Spielzeugtiere sei. Für diese Annahme spricht gewissermaßen auch die Tatsache, daß ganz ähnliche Spielzeugtiere — gleichfalls zweibeinige Kühe und Ochsen — heute noch im Appenzell (Ostschweiz) üblich sind.¹⁾

Waren nun bei den zwei bisher geschilderten Typen die Hörner durch natürliche Verzweigung des Aststückes dargestellt, so ist dies bei dem dritten, vorwiegend in Graubünden verbreiteten Typus nicht mehr der Fall.²⁾ Das Spielzeugtier (Stier, Kuh, Kalb) wird aus einem beliebigen Stück Holz angefertigt, vierkantig oder zylindrisch geformt und die Hörner werden auf dem stark abgeschragten Vorderteil durch einen Ausschnitt markiert.

In Bezug auf die Darstellung der Hörner kann man zwei Abarten dieses Typus der Spielzeugtiere unterscheiden.

Bei der ersten Abart, die in Engadin, im Münstertal, in Bergell in Oberhalbstein und in einigen Tälern des Bündner Oberlandes verbreitet ist, stoßen die basalen Hörnerenden zusammen (∇). (Taf. I, Fig. 16—18.)

Bei der zweiten Abart, die uns aus dem Flims-, Vrin- und dem Valsertal (Bündner Oberland) bekannt ist, sind die basalen Hörnerenden weiter von einander entfernt (\triangle). (Taf. I, Fig. 19, 20.) In der einen Varietät dieser letzteren Abart convergieren die freistehenden Hörnerenden fast bis zur Berührung ($\triangle \triangle$) (Taf. I, Fig. 21, 22); in einer anderen Varietät schließen sich die Hörnerenden völlig zusammen (\triangle). (Taf. I, Fig. 23.)

Diese Bündner Spielzeugtiere, insbesondere die aus Vrin, werden oft reichlich mit Kerbschnitt verziert, um anzudeuten, daß es sich um Fleckvieh handelt. Manche darunter sind recht sorgfältig und hübsch gearbeitet; als Kerbschnittmotive werden geometrische Muster, vorwiegend das Malteser Kreuz, verwendet. (Taf. I, Fig. 18—20 und 22.)

Den dritten Typus der Spielzeugtiere kann man als den eigentlichen Bündner Typus bezeichnen, da er, allem Anschein nach, außerhalb Graubünden nur sehr selten zu finden ist. Rüttimeyer bringt eine ganz ähnliche Form der Spielzeugkuh nur aus Riemenstalden (Kanton Schwyz);³⁾ über das sonstige Vorkommen des III. Typus in den anderen Schweizer Kantonen ist nichts bekannt.

Nicht viel mehr läßt sich auch über seine Verbreitung in den anderen Alpenländern sagen. Zu erwähnen wäre nur, daß nach der freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. Christian, in Nordtirol, und zwar im Duxertal, die

¹⁾ L. Rüttimeyer, Weitere Beiträge zur Schweizerischen Ur-Ethnographie etc. Basel 1918, S. 24.

²⁾ Die Spielzeugtiere von Graubünden sind bereits in den vorhin zitierten Arbeiten von Th. Delachaux und von L. Rüttimeyer kurz erwähnt worden.

³⁾ L. Rüttimeyer, Über einige archaische Gerätschaften und Geräthe im Kanton Wallis etc. S. 54.



Kinder Spielzeugkühe haben, die ganz ähnlich beschaffen sein sollen wie diejenigen der ersten Abart des bündnerischen Typus.

Gleichfalls in Graubünden, und zwar ausschließlich im Avestal, findet man den vierten Typus der Spielzeugtiere, der meines Wissens noch nicht beschrieben wurde. Wie der dritte, ist auch der vierte Typus ein bereits gehobelter vierkantiges oder zylindrisches Klötzchen, das jedoch vorne zur Andeutung des Kopfes zugespitzt ist. Die Hörner sind nicht, wie bei den anderen Spielzeugtieren mit dem Klötzchen organisch verbunden, sondern sie sind künstlich eingefügt. (Taf. I, Fig. 24 und 25.) Die ornamentale Verzierung weicht ebenfalls von derjenigen der übrigen Typen der Spielzeugtiere ab. Während dort der die Fellzeichnung darstellende Kerbschnitt gewöhnlich die ganze Oberfläche des Klötzchens ziert, ist dies im Avestal nicht der Fall. Hier bedeckt nur den Rücken der Spielzeugkuh ein bandartiges Ornament, das, nach den Aussagen der Einheimischen, das Rückgrat bezeichnen soll.

Neben den geschilderten schematischen Spielzeugtieren kommen in Graubünden ab und zu auch solche vor, die bereits einen Übergang von ideoplastischer zur physioplastischen Auffassung darstellen.

Unter dem Einfluß des modernen Spielzeuges, das heute immer mehr in die entlegenen Täler vordringt, bemüht sich das Kind — beziehungsweise der das Spielzeug herstellende Erwachsene — dem bis zum Schema vereinfachten Spielzeugtier ein naturgetreueres Aussehen zu verleihen. Dies geschieht nun in der Weise, daß das ursprüngliche Schema beibehalten wird und nur, so zu sagen sekundär, durch kleine Akzessorien (Extremitäten, Schweif) realistischer gestaltet wird. (Taf. I, Fig. 17 und 25.) Solche Versuche einer realistischeren Darstellung zeigen uns einige in den letzten Jahren hergestellte Spielzeugkühe aus dem Münstertal und aus Avers. Wie oben erwähnt, ist der Grundtypus der Spielzeugkühe aus dem Münstertal, gleich dem von Eugadin, ein vierkantig zugeschnittenes, vorne abgeschrägtes Hölzchen, bei dem oben durch einen spitzen Ausschnitt die Hörner markiert sind. (Taf. I, Fig. 16.)

Dieses Schema wird nun bei den realistischer dargestellten Münstertaler Spielzeugkühen insofern abgeändert, als auf der Basis des Holzstückes durch einen runden Ausschnitt oder durch zwei Einschnitte die Extremitäten, beziehungsweise der Bauch angedeutet werden. (Taf. I, Fig. 17.)

Ein anderes Beispiel derartiger »realistisch« gedachten Spielzeugtiere zeigt uns eine Kuh aus dem Avestal. Auch hier fällt vor allem das alte Grundschema auf, das nur sekundär durch Einfügung von Extremitäten und Schweif abgeändert wurde. (Taf. I, Fig. 25.)

b) Spielzeugtiere aus unbearbeiteten Knochen.¹⁾

Die zweite, bedeutend kleinere Gruppe bilden Spielzeugtiere aus unbearbeiteten Knochen, die, soweit unsere Kenntnisse darüber reichen, in den Alpenländern nur in der Schweiz (Kantone Wallis und Graubünden) vorkommen.

¹⁾ Soweit mir bekannt ist, sind Spielzeugtiere aus Grundphalanxknochen des Vorderfußes eines Rindes bisher noch nicht beschrieben worden. Spielzeugtiere aus Astragali sind bereits von L. Rüttimeyer erwähnt worden. Op. cit. Basel 1916, S. 56.

Es sind dies vorwiegend Astragali-Knochen und Grundphalanx-Knochen des Vorderfußes von Kühen, Kälbern, Schafen, Ziegen und Schweinen, wie sie die Kinder von den Eltern jährlich nach dem Viehschlachten zur Gentige erhalten.

Diese Knochen werden gar nicht bearbeitet, so daß sie nach Reinigung gleich als Spielzeugtiere verwendet werden.

Wie bei den schematischen Spielzeugtieren aus Holz, so wird auch bei denen aus Knochen das Hauptaugenmerk auf die Darstellung der Hörner gerichtet. Wie dort die Aststummel, so scheinen hier die Gelenksfortsätze der Astragali, beziehungsweise die distale Gelenkfläche der Grundphalanx-Knochen dem Erwachsenen und dem Kinde die Vorstellung der Hörner und damit zugleich die Vorstellung des ganzen Tieres zu suggerieren.

Im Saas- und Nikolaitale (Oberwallis) fand ich Spielzeugtiere aus Metatarsalknochen, die dort, je nach ihrer Größe und Beschaffenheit, allgemein als Stiere, Kühe, Kälber und Ziegen gelten. Dabei stellt die distale Gelenkfläche des Knochens den Kopf mit den Hörnern, die proximale Gelenkfläche den Rumpf des betreffenden Tieres dar. (Taf. I, Fig. 27.) Gewiß gehört schon etwas Phantasie dazu, um in dem einfachen Knochen eine bestimmte Tierart zu erblicken. Wenn man aber weiß, daß ein ganz unbearbeitetes gegabeltes Zweigstück dem Kinde vollständig genügen kann, um darin eine Kuh oder Ziege zu sehen, so versteht man auch, wieso ein dem Tier kaum ähnlicher Metatarsal- oder Astragalusknochen dem naiven Gemüte eines Bergkinds dennoch als ein Tier erscheinen kann.

Die Spielzeugtiere aus Metatarsalknochen sind mir nur aus dem Saas- und dem Nikolaital bekannt. Weiter reicht die Verbreitung der Spielzeugtiere aus Astragali, die wir sowohl in Wallis (Lötschental) wie in Graubünden (Arosa, Sapün, Davos, Prättigau) antreffen. Wie die Metatarsalknochen, stellen auch die Astragali, je nach ihrer Größe und Beschaffenheit, Stiere, Kühe und Kälber dar. Die Gelenksfortsätze des Astragali bilden die Hörner, die Gelenkfläche den Rumpf des Tieres. Häufig wird zwischen den Gelenksfortsätzen ein Loch ausgebohrt und in dieses an einem Zwirn ein gewöhnlicher Knopf gehängt; es ist die Kuhschelle. (Taf. I, Fig. 28.) Daß weder der Knopf einer Kuhschelle, noch der Astragalus einer Kuh irgendwie gleicht, bekümmert die Kinder herzlich wenig. Sie sehen in den Knochen ihre »Beinerküeh«, auf deren Besitz sie großen Wert legen und die sie in ihrem Spielzeugstalle sorgfältig pflegen. Ganz eigenartig wirkt ein solcher mit Astragali gefüllter Spielzeugstall: an jeder Krippe ist da eine »Beinerküeh« aufgestellt und vor ihr ist die für sie bestimmte Heuration aufgehäuft.

Werden dann die Spielzeugkühe auf die Weide geführt, so pflegen die Kinder Kampfspiele der »Beinerküeh« zu veranstalten. Man stellt dabei die Knochen gegeneinander auf und schlägt mit der Faust auf den Boden; die erste Kuh, die fällt, ist die Besiegte.

Die »Beinerküeh« tragen gewöhnlich auf dem Rücken die Namensinitialen ihres kleinen Besitzers (vgl. Taf. I, Fig. 28), sie werden zu Ostern mit den Ostereiern bunt gefärbt und sie gehören in einzelnen Gegenden Graubündens (z. B. Langwies und Sapün) sozusagen zum Familiengut, denn es kommt dort noch vor, daß sie sich vom Großvater auf die Enkel vererben. Davon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich in einem Hause in Langwies ersuchte, mir einige Spielzeugkühe aus Astragali zu verkaufen; ich erhielt

nämlich die Antwort, dies sei unmöglich, denn die »Beinerküeh« stammen noch vom Großvater her und verbleiben daher auch weiter in der Familie.

Ein anderes Beispiel solchen traditionellen Festhaltens an diesen Spielzeugtieren bot mir auch eine Familie in Saptin. Dort führte mich die Hausfrau auf den Dachboden und zeigte mir mit Stolz ihre etwa 200 Stück zählende »Beinerküehherde«, die sorgfältig in einem Korbe verpackt war. Mit diesen Kühen, sagte sie, habe sie selbst noch in ihrer Jugend gespielt, dann machten von ihnen ihre Kinder Gebrauch und nun werden sie für die Enkel aufbewahrt.

Manchen dieser »Beinerküeh« sieht man ihr ehrwürdiges Alter wohl an, denn sie sind durch den fortgesetzten Gebrauch an ihrer Basis ganz abgeschliffen.

Die beiden eben angeführten Beispiele veranschaulichen einigermaßen, welcher Wert auch heute noch in den oben erwähnten Gegenden auf den Besitz der »Beinerküeh« gelegt wird.

Daß sich die Macht der Tradition bei den Spielzeugtieren aus Astragali bedeutend stärker geltend macht, als bei denjenigen aus Metatarsalknochen, läßt sich möglicherweise durch die Altertümlichkeit der ersteren erklären.

Für das hohe Alter der Spielzeugtiere aus Astragali spricht unter anderem der Umstand, daß wir diese, außer in Wallis, nur in denjenigen Tälern Graubündens antreffen, die bekanntlich Walliser Kolonien sind.

Es taucht also auch für die Spielzeugtiere aus Astragali die bereits in anderem Zusammenhange ausgesprochene Vermutung auf, daß sie nämlich, möglicherweise, bereits bei der Kolonisierung der betreffenden Gegenden, also schon im 13. Jahrhundert, von den Wallisern dort eingeführt wurden.

Jünger als die geschilderten Spielzeugtiere scheinen diejenigen zu sein, die nur ganz sporadisch vorkommen und für die andere Arten von Knochen verwendet werden.

So stellt zum Beispiel in der Davoser Gegend das Fußbein (calcaneus) eines noch nicht vollständig erwachsenen Schweines den Hund dar; die beiden seitlichen einwärts gerichteten Vorsprünge (sustentaculi tali), die zur Stütze des Sprungbeines dienen, bedeuten dabei die Ohren des Hundes.

Im Lötschental (Wallis) sehen wiederum die Kinder im Schwanzwirbel eines Schafes das Huhn. Die Querfortsätze des Wirbelkörpers bilden die Flügel, der obere Bogenfortsatz die Beine des Huhnes. Je nach der Größe der Querfortsätze unterscheidet man den Hahn, die Henne und die Küchlein voneinander (Taf. I, Fig. 29.)

Ganz im Gegensatz zu den bisher angeführten Spielzeugtieren aus Knochen, die ausgesprochene Schemen sind, hat die Darstellung des Huhnes, wenn es auch nur ein unbearbeiteter Knochen ist, doch etwas Naturwahres.

c) Spielzeugtiere aus Früchten.

Bei den bisher besprochenen Typen waren es zumeist einzelne vorspringende Teile des das Spielzeugtier bildenden Materiales (Aststummel, Gelenks- und Querfortsätze), die die Vorstellung der Hörner, der Flügel eines Tieres und damit zugleich die Vorstellung des Tieres selbst hervorriefen.

Anders verhält es sich bei den Spielzeugtieren aus Früchten. Hier ist es nicht ein Teil der Frucht, sondern die ganze Frucht, die durch ihre Form

und Beschaffenheit dem Kinde, beziehungsweise dem Erwachsenen die Idee eines Tieres suggeriert. Dabei sieht man in der betreffenden Frucht entweder das ganze Tier oder nur dessen Rumpf. Im ersteren Falle gestaltet sich die Darstellung des Spielzeugtieres ideoplastisch, im zweiten Falle, durch Hinzufügung von Hörnern, Extremitäten und Schweif, physioplastisch.

Eine Frucht, die in den Alpenländern mit Vorliebe zur Darstellung der Haustiere, insbesondere der Kuh und des Schafes, verwendet wird, ist der Tannenzapfen.

Wie eben erwähnt, genügt oft dem Kinde der Tannenzapfen als solcher dazu; zuweilen jedoch, versieht es den Tannenzapfen durch Einfügung von Zweigstückchen mit den Attributen des betreffenden Haustieres. Ein recht interessantes Spielzeug dieser Art bringt Rütimeyer aus Graubünden (Roffna, Oberhalbstein). Es ist ein Ochsendgespann mit Wagen und Fuhrmann. Die beiden Ochsen die im Joch gehen, sind mit vier Beinen versehene Tannenzapfen, der Wagen ist ein Knochen, der Condylus eines Kuh Oberschenkels, der Fuhrmann ein in denselben gestecktes Zweigstück.¹⁾ (Taf. I, Fig. 31.)

Rührende Naivität spricht aus diesem urwüchsigen Spielzeug, das mit Liebe und Sorgfalt hergestellt wurde! Man betrachtet es fast mit Pietät, wenn man bedenkt, durch wie viele Generationen sich diese primitive Darstellung der Haustiere behauptet hat.

Denn die Gewohnheit Tannenzapfen für Spielzeugtiere zu gebrauchen scheint auf einer sehr alten Tradition zu beruhen. Rütimeyer hat sich mit der Frage über das Alter solcher Spielzeugtiere beschäftigt,²⁾ wobei er seinen Ausführungen die sprachwissenschaftlichen Forschungen von Prof. Jud zugrunde gelegt hat. Diese haben nämlich unter anderem ergeben, daß in den einzelnen Gegenden der Schweiz (zum Beispiel Oberwallis, Gruyère) das gleiche Wort sowohl Kuh wie auch Tannenzapfen, beziehungsweise Tannenzapfenkuh bezeichnet. Allerdings meint Rütimeyer, daß ein solches Wort, wie zum Beispiel »loba«, das, nach Jud, einer alten vorrömischen Sprachschichte im Alpengebiet angehört, ursprünglich nur »Kuh« bedeutet habe und die Bedeutung »Tannenzapfen« sich erst sekundär durch die Verwendung dieses Objektes als Kinderspielzeug ergeben habe. Die Entstehung dieses letzteren verlegt aber Rütimeyer in die fernste Vergangenheit und nimmt an, daß schon die prähistorischen Kinder Spielzeugtiere aus Tannenzapfen gekannt haben.

Wie dem auch sei, die Tatsache steht fest, daß die Verbindung der Begriffe von Kuh, Tannenzapfen und Spielzeugtier sehr alt sein dürfte.

Die Spielzeugtiere aus Tannenzapfen sind in den Alpenländern sehr verbreitet. Am meisten wissen wir über ihr Vorkommen in der Schweiz. In denjenigen Schweizer Tälern, wo die geschilderten schematischen Spielzeugtiere aus Holz oder Knochen herrschen, finden wir auch Tannenzapfentiere, die vorwiegend Schafe darstellen. Kühe aus Tannenzapfen kommen hauptsächlich in den Schweizer Gegenden vor, wo die besagten Spielzeugtiere aus Holz oder aus Knochen fehlen.

¹⁾ L. Rütimeyer. Weitere Beiträge zur Schweizerischen Ur-Ethnographie op. cit. Basel 1918, S. 25, Fig. 3.

²⁾ Näheres darüber in den beiden zitierten Arbeiten von L. Rütimeyer. Basel 1916 und 1918.

Außerhalb der Schweiz konnte ich die Verwendung der Tannenzapfen als Spielzeugtiere (Kühe, Schafe) im Aostatal feststellen. Außerdem bildet Delachaux in seiner Arbeit eine mit Beinen und Hörnern versehene Tannenzapfenkuh aus Savoyen ab.¹⁾ Nach Rütimeyer sollen die Tannenzapfentiere auch im übrigen Frankreich, ferner in Catalonien und in Deutschland vorkommen.

Andere Früchte, die — allerdings seltener als die Tannenzapfen — zur Herstellung von Spielzeugkühen gebraucht werden, sind junge Gurken und junge Kürbisse. Mit ganz einfachen Mitteln und zwar durch Einfügung von vier Beinen aus Zweigstückchen werden diese Früchte zu einem Tierbild umgestaltet. Derartige Spielzeugkühe hat Rütimeyer in Mendrisiotto (Oberitalien) gefunden²⁾; über ihr sonstiges Verbreitungsgebiet in den Alpenländern ist bisher nichts bekannt.

Ein Haustier, das verhältnismäßig selten zum Gegenstand des primitiven Spielzeugs gewählt wird, ist das Schwein.

Diese Tatsache läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß den eigentlichen Reichtum des Bauern, den wesentlichsten Bestandteil seines wirtschaftlichen Betriebes, die Rinderzucht bildet. Das Rind wird unter diesen Umständen allmählich mit der Bauernfamilie verwachsen, ja es wird gewissermaßen zum Familienmitglied. Besonders auffällig ist das in jenen Gegenden, wo noch die Stallwohnung besteht, das heißt wo der Mensch mit seinem Vieh nicht nur unter einem Dach, sondern in einem durch Zwischenwand nicht getrennten Raume haust. Das Schwein jedoch findet wegen seiner Unsauberkeit keine Aufnahme in der Stallwohnung und bleibt auch sonst ein für die Ernährung der Familie zwar wichtiges, ihr aber im übrigen fernstehendes Haustier. Diese Umstände mögen auch bewirkt haben, daß die Darstellung des Rindes dem Kinde, das ja bekanntlich bei der Wahl seines Spielzeugs stark durch seine Umgebung beeinflusst wird, näher liegt als die Darstellung des Schweines.

Von den bestehenden Arten der primitiven Spielzeugschweine sei hier nur die eine angeführt, die meines Wissens bisher noch nicht beschrieben wurde. Es ist das Schweinchen aus Hagebutte, mit dem die Kinder in Château d'Oex (Waadtland) spielen.

Die rundliche Form der Hagebutte, sowie ihr an den Rüssel eines Schweines erinnernder Stempel, soll nach der Meinung der Einheimischen, die Verwendung dieser Frucht als Spielzeugschwein veranlaßt haben.

Der Hagebutte werden vier Beine aus Zweigstückchen eingesetzt, den Schweif bildet der kurze Stengel, und im Handumdrehen ist das außerordentlich zierliche, farbenfrohe Spielzeug fertig. Diese Art der Spielzeugtiere sah ich nur in Château d'Oex; es ist nicht bekannt, ob sie auch im übrigen Waadtland vorkommt. Die Nachfrage nach solchen Schweinchen aus Hagebutte in den Kantonen Wallis und Graubünden ergab negative Resultate.

Außer den erwähnten Früchten werden zur Darstellung der Spielzeugtiere, möglicherweise noch manche andere verwendet; die wenigen, hier angeführten Beispiele werden aber wohl genügen, um diesen Typus der primitiven schematischen Spielzeugtiere zu veranschaulichen.

¹⁾ Th. Delachaux, *Jouets rustiques suisses*; Le-Rameau de Sapin, Neuchâtel 1915, p. 21, Fig. 1.

²⁾ L. Rütimeyer, *op. cit.* Basel 1918, p. 29.

2. Die Eigentümlichkeiten der geschilderten Typen der Spielzeugtiere.

Bei den meisten bisher geschilderten Spielzeugtieren konnte man gewisse Einzelheiten beobachten, die sich durch das Bestreben, das Tierschema realistischer zu gestalten, erklären lassen.

Diese Einzelheiten sind entweder rein äußerlicher Natur, wie Fellzeichnung, Kräuselung des Felles auf der Stirn, Glockenband, Benagelung und anderes mehr, oder aber sie stellen gewisse anatomische Merkmale, wie Rückgrat, Becken, Euter, Milchadern dar.

Für uns bleibt das Spielzeugtier, trotz aller dieser, allerdings ganz schematisch ausgeführten Einzelheiten, nur ein Tierschema. Für das Kind jedoch scheint das Spielzeugtier durch diese kleinen Zutaten an Naturtreue beträchtlich zu gewinnen. Dies möge folgendes Beispiel veranschaulichen:

Als ich im Evolenatal zum erstenmal ein Kind mit gegabelten Aststücken spielen sah, erkundigte ich mich bei ihm nach deren Bedeutung. Ganz erstaunt darüber, daß ich so etwas Selbstverständliches nicht weiß, antwortete mir die Kleine: »Na, Kühe sind es, jede hat doch ein Glockenband«.

Daß aber die Kühe keine Beine und auch sonst keine Merkmale einer Kuh hatten, kam absolut nicht in Betracht. Sie hatten Hörner und Glockenband, also waren es Kühe.

Das letztere Detail scheint wesentlich zu sein, denn selbst bei den primitivsten Darstellungen der Spielzeugkuh ist das Glockenband im Kerbschnitt angedeutet. (Taf. I, Fig. 1, 2, 4, 11, 12.)

Das Glockenband wird gewöhnlich durch einen einfachen, bandartigen Ausschnitt hinter den Hörnern bezeichnet; in einzelnen Gegenden, wie zum Beispiel in Vals und insbesondere in Vrin (Bündner Oberland) pflegt man diesen Ausschnitt mit dem in der Volkskunst so beliebten, uralten Zickzack- oder Wolfszahnornament zu verzieren. (Taf. I, Fig. 19, 21, 23.) Das gleiche Ornament, sowie auch der sechsstrahlige Stern, werden bei der den Rücken des Spielzeugtieres bedeckenden und die Fellzeichnung darstellenden Kerbschnittverzierung verwendet; bei dieser herrscht jedoch als Hauptmotiv das verschieden angeordnete Malteser Kreuz. (Taf. I, Fig. 18—22). Nur selten tritt ein pflanzliches Motiv auf; so zum Beispiel bei einer Spielzeugkuh aus Wiesen, die auch im übrigen von den geschilderten Typen etwas abweicht. Daß es sich bei dieser Kuh um Fleckvieh handelt, wird durch eine ihren Rücken bedeckende stilisierte Tulpe angedeutet. (Taf. I, Fig. 23.) Diese der Wirklichkeit nicht adäquate, in ihren Hauptzügen geometrische Darstellung der Fellzeichnung erhöht wesentlich den schematischen Charakter der Spielzeugtiere.

Gleichfalls rein ornamental wirkt eine Einzelheit, die ich nur bei den Spielzeugtieren aus Vrin beobachtet habe und die, nach Angabe der Bauern, die Kräuselung des Felles auf der Stirn bedeutet. Diese Kräuselung wird durch eine Auszackung des oberen Randes der die Hörnerbasen miteinander verbindenden Körperpartie dargestellt. (Taf. I, Fig. 19—22.)

Eine ähnliche Auszackung ist bei den Spielzeugkühen auch auf dem analen Körperende angebracht, und zwar auf dem hinteren Rande der Bauchfläche. (Fig. 1, 1—2 b.) Nach den Aussagen der Einheimischen wird durch diese Auszackung das Euter bezeichnet.

Dieses Projizieren der Euterviertel auf den Flächenrand könnte man zunächst der Unfähigkeit des Schnitzers zuschreiben, den Gegenstand naturtreu wiederzugeben. Es mag aber auch sein, daß dieser schematischen Darstellung des Euters eine richtige Beobachtung zugrunde liegt.

Betrachtet man nämlich bei einer lebenden Kuh die Euterstriche von der Analseite aus, so erscheinen diese nicht hintereinander, sondern nebeneinander angeordnet und bilden gleichsam eine Reihe von kegelförmigen Auswüchsen. Diese Wahrnehmung könnte wohl den Bauer veranlaßt haben, das Euter durch eine Auszackung des Bauchflächenrandes darzustellen.

Der die Spielzeugkuh schnitzende Bauer begnügt sich nicht mit der Darstellung des Euters allein, sondern in seinem Bestreben nach Realismus kerbt er auf der Bauchfläche des Tieres auch Milchadern (Bauchvenen) ein, die ja bekanntlich für den Viehzüchter insofern von Bedeutung sind, als nach dem Grade ihrer Ausbildung die Qualität der Kuh beurteilt werden kann. Dieses Adernsystem der Spielzeugkuh wird durch einen einzigen oder durch mehrere konzentrisch angeordnete Halbkreise veranschaulicht, von denen einzelne Linien ausstrahlen (Fig. 1.)

Eine derartige Kerbschnittzeichnung erscheint demjenigen, der sie zum erstenmal sieht, völlig rätselhaft, und wer nicht zufällig mit diesen Dingen vertraut ist, wird nie vermuten, daß es sich hier um anatomische Einzelheiten handeln sollte. Denn die lineare Anordnung der Milchadern auf der Bauchfläche einer Spielzeugkuh entspricht durchaus nicht den wirklichen anatomischen Verhältnissen. Bekanntlich haben ja bei der lebenden Kuh die Bauchvenen, die zuweilen fingerdick durch die Bauchwand hervortreten, einen ganz anderen Verlauf.

Es dürfte sich also bei dem vorhin erwähnten, anatomisch ganz unbegründeten Adernschema der Spielzeugkuh um eine willkürliche Linienführung handeln, die vielleicht, wie die die Fellzeichnung darstellende Kerbschnittverzierung, nur rein symbolisch den Verlauf der Milchadern veranschaulicht.

Prüft man die bei primitiven Spielzeugkühen eingeschnittenen Zeichen für Euter und Milchadern auf ihre Beschaffenheit hin, so lassen sich dabei mit gewisser Wahrscheinlichkeit einige Übergangsformen von der ganz detaillierten bis zur einfachsten Zeichnung feststellen.

Betrachten wir nun etwas genauer die einzelnen Arten dieser Darstellungen.

Die komplizierteste Zeichnung der Milchadern finden wir im Vrin- und Averstal. Wie schon erwähnt, werden hier die Euterstriche durch Zacken, die Milchadern durch konzentrische Halbkreise und ausstrahlende Linien veranschaulicht. (Fig. 1, 1 u. 2.)

Diese Darstellung des Euter- und Adernschemas ist heute, insbesondere im Averstal, bereits im Verschwinden begriffen und an ihre Stelle ist in den beiden erwähnten Gegenden eine bedeutend einfachere getreten, in der wir noch einzelne Elemente des früheren Schemas wiederfinden: zackenförmiges Euter, Halbkreis, ab und zu auch ausstrahlende Linien. (Fig. 1, 1a, 2a, 2b.)

Der Prozeß der Vereinfachung geht aber, speziell im Averstal, noch weiter vor sich in dem Sinne, daß der die Milchadern bezeichnende Halbkreis verschwindet und auch das Euter nicht mehr durch Zacken, sondern nur durch einzelne vertikale Striche veranschaulicht wird. (Fig. 1, 2c.)

Bei den bisher besprochenen Formen waren sowohl das Euter wie auch die Milchadern dargestellt. In einzelnen Schweizer Gegenden (Wiesen, Evolena, Château d'Oex) hingegen finden wir auf der Bauchfläche der Spielzeugtiere Zeichen eingeschnitten, die, nach den Angaben der Einheimischen, nur das Euter allein bedeuten sollen. Eine nähere Betrachtung ergibt jedoch, daß einzelne dieser Zeichen allem Anschein nach Elemente der vorhin erwähnten Milchadernschemen in sich enthalten dürften.

So verläuft zum Beispiel beim Euterzeichen einer Spielzeugkuh aus Wiesen der obere Teil der beiden vertikalen Linien ganz ähnlich wie die ausstrahlenden Linien auf dem Adernschema von Vrin. (Vergl. Fig. 1, 3 mit

Fig. 1, 1.) Auch sind möglicherweise beim Euterzeichen von Wiesen die horizontalen Linien, die die beiden vertikalen schneiden, Rudimente der konzentrischen Halbkreise, die wir auf dem Adernschema von Vrin und Avers beobachtet haben.

Wie bei den Spielzeugkühen von Vrin- und Averstal, kann man auch bei den von Wiesen das allmähliche Abklingen des Euterzeichens (beziehungsweise Adernschema?) verfolgen.

Diese Vereinfachung vollzieht sich nun stufenweise. Zuerst besteht das Zeichen aus zwei vertikalen, nach oben zu divergierenden Linien, die von vier horizontalen durchschnitten werden. (Fig. 1, 1.) Hierauf werden die unverändert gebliebenen vertikalen Linien von nur zwei horizontalen geschnitten (Fig. 1, 2a) und schließlich wird nur eine vertikale Linie von einer horizontalen gekreuzt. (Fig. 1, 3b.)

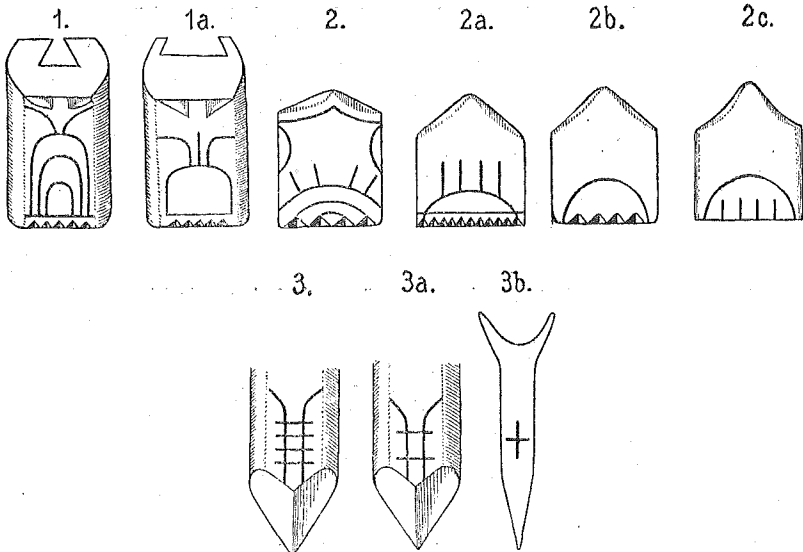


Fig. 1. Darstellung der Euterstriche und der Milchadern auf der Bauchfläche der Spielzeugkühe. Graubünden.

- Abb. 1 u. 1a. Die erste Form dieser Darstellung und ihre Vereinfachung. Vrin (Bündner Oberland).
 Abb. 2—2c. Die zweite Form dieser Darstellung und ihre allmähliche Vereinfachung. Averstal.
 Abb. 3—3b. Die dritte Form dieser Darstellung und ihre Vereinfachung. Wiesen.

Auch in Evolena und in Château d'Oex fand ich ein kreuzförmiges Euterzeichen, das in diesen Gegenden heute die einzige Darstellungsform des Euters bildet. Vergewenwärtigt man sich jedoch die allmähliche Vereinfachung des Euterzeichens, beziehungsweise des Adernschemas in den früher erwähnten Gegenden, so erscheint es durchaus möglich, daß das heutige Euterzeichen von Evolena und Château d'Oex nur mehr ein Rudiment eines früher komplizierteren Gebildes darstellt.

Wir dürfen also, das bisher Gesagte zusammenfassend, mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Euter- und Milchadernzeichen von Vrin, Avers, Wiesen, Evolena und Château d'Oex insofern miteinander eine kontinuierliche Reihe bilden, als die Darstellung dieser Organe im Laufe der Zeit von einem komplizierten Gebilde zum einfachen Kreuz zusammengeschrumpft ist.

Ebenso schematisch wie das Euter und die Milchadern werden bei den Spielzeugtieren das Rückgrat und das Becken dargestellt.

Das Rückgrat, das ich ausschließlich bei den Spielzeugkühen im Averstal angedeutet fand, hat die Form eines Bandornaments, das dem ganzen Rücken entlang verläuft. Dieses Bandornament ist bei den Spielzeugkühen älteren Datums durch eine Reihe von Blättern, bei den rezenten durch eine Aufeinanderfolge von rombenartigen Gebilden ausgedrückt. (Taf. I, Fig. 24 u. 25.)

Das Hervorheben des Beckens tritt, wie jenes des Rückgrates, nur ganz vereinzelt auf, so zum Beispiel in Pitasch (Graubünden). Die Spielzeugkühe dieser Gegend, die zur ersten Abart des bereits geschilderten dritten Typus gehört, besteht aus einem vierkantig zugeschnittenen Holzstück. Das Becken ist in der Weise herausmodelliert, daß an jeder der beiden seitlichen Kanten des Rückens, gegen das Analende zu, zwei längliche, durch einen kleinen Zwischenraum abgetrennte Ausschnitte eingekerbt sind. (Taf. I, Fig. 16.)

Die bisher besprochenen Merkmale der Spielzeugtiere tragen infolge ihres oft ganz ornamentalen Charakters eher zur Verzierung dieser Gegenstände als zur Bestimmung ihrer anatomischen Beschaffenheit bei.

Alle diese Merkmale sind durchaus schematisch angedeutet und, wie wir gleich sehen werden, wird selbst im allgemeinen naturgetreue Darstellung der Hörner schließlich zu einem Schema.

Wie bereits erwähnt, werden die Hörner bei den primitiven Spielzeugtieren durch seitliche Aststummel (beziehungsweise durch vordere Astgabelung), durch künstlich eingefügte Stäbchen oder schließlich durch entsprechende Ausschnitte in dem das Spielzeugtier darstellenden Holzstück gebildet.

Die Tendenz zum Schematisieren der Hörner besteht nur in dem letzteren Falle, und zwar speziell bei den Spielzeugkühen des dritten Typus (zweite Abart). Die Hörner sind bei dieser Abart so beschaffen, daß die basalen Hörnerenden weit voneinander entfernt sind und die freistehenden Hörnerenden leicht konvergieren. (Taf. I, Fig. 19 u. 20.)

Eine derartige Gestalt der Hörner wurde, nach den Angaben der Einheimischen, durch Nachahmung einer in der Gegend verbreiteten Rasse der Kühe mit kurzen, etwas konvergierenden Hörnern bedingt.

Dieses Konvergieren wird bei den Spielzeugtieren allmählich übertrieben und die freistehenden Hörnerenden rücken immer näher aneinander heran, bis sie sich vollständig schließen. Das nun so entstandene eigenartige Hörnergebilde wäre gewiß ganz unverständlich, wenn man nicht an einer Reihe von Spielzeugkühen den Vorgang der allmählichen Schematisierung der Hörner in anschaulichster Weise verfolgen könnte. (Taf. I, Fig. 19—23.)

Spielzeugkühe mit stark konvergierenden, beziehungsweise geschlossenen Hörnern fand ich nur in Graubünden, und zwar im Vrintal, wo sie verhältnismäßig häufig vorkommen, und außerdem in Wiesen, wo sie nur mehr ganz vereinzelt auftreten.

Bemerkenswert ist, daß in den Rinderstellungen der bronzezeitlichen ligurischen Felsgravierungen, die, wie noch unten besprochen wird, eine auffallende Ähnlichkeit mit den einzelnen alpinen Spielzeugtieren aufweisen, gleichfalls eine Tendenz besteht, das Konvergieren der Hörner bei Rindern stark zu übertreiben. Ähnlich wie bei den Schweizer Spielzeugkühen werden auch hier die freistehenden Hörnerenden zuweilen ganz geschlossen und bilden eine Öse mit spitzovalem Ausschnitt. (Fig. 2, 4.)

Eine weitere Parallele zu den Schweizer Spielzeugkühen mit geschlossenen Hörnern zeigen die altägyptischen, den Stierkopf darstellenden Amulette.¹⁾ Unter diesen letzteren, die, nach Petrie, die älteste Form der Amulette bilden, finden sich auch solche, bei denen die freistehenden Hörnerenden, ganz ähnlich wie bei der Spielzeugkuh aus Wiesen, miteinander verbunden sind. (Fig. 2, 22.)

Wie schon zu Beginn dieses Kapitels hervorgehoben wurde, sehen wir in dem primitiven Spielzeugtier nur ein Schema, das mit dem Naturobjekt, das es darstellt, sehr wenig Ähnlichkeit hat. Anders aber faßt den gleichen Gegenstand das Kind auf. Mag die Spielzeugkuh noch so schematisch beschaffen sein, sie ist und bleibt für das Kind sein »liebes Vieh«, dem es die gleichen Kosenamen beilegt wie der lebenden Kuh, so zum Beispiel »puscha«, ein Wort, das dem romanischen und germanischen Sprachgebiet gemeinsam ist und, gleich dem früher erwähnten »loba«, einer vorrömischen Sprachschichte angehören soll.²⁾

Das Kind begnügt sich jedoch nicht mit allgemeinen Kosenamen, sondern jedes Individuum erhält gewöhnlich noch seinen Eigennamen, wie Lisa, Morin, Mara u. s. w., den ihm das Kind auf den Rücken einkerbt oder mit dem Bleistift auf die Bauchfläche hinkritzelt.

Die Spielzeugkühe werden sorgfältigst gepflegt. Ja, die Sorge um ihr Wohlbefinden geht so weit, daß sie beschlagen werden, »wenn sie im Sommer auf die Alm gehen sollen«.

Man pflegt nämlich in einzelnen Schweizer Gegenden, mit Rücksicht auf die steinigen Almwege, den Kühen die Hufe mit Nägeln zu beschlagen. Das ahmen die Kinder in der Weise nach, daß sie ihren Spielzeugkühen, bei denen die Extremitäten in der Regel noch nicht differenziert sind, die ganze Bauchfläche mit spitzen Nägeln beschlagen. (Vergl. Taf. I, Fig. 2) »Die Kühe müssen doch beschlagen werden, wenn sie auf die Alm gehen«, meinte ein Junge, als ich ihn fragte, wozu eigentlich die Nägel auf der Bauchfläche der Kuh dienen.

Wie wir sahen, findet man so manches Erwähnenswerte bei unserem Spielzeugvieh.

Das Merkwürdigste jedoch ist die »trächtige« Spielzeugkuh, die in folgender Weise dargestellt wird.³⁾ Auf der Bauchfläche, gegen das anale Körperende zu, ist ein viereckiges Loch angebracht, das mit einem kleinen Holzschieber abgeschlossen wird. Öffnet man dieses Schiefdach, so fällt ein Miniaturkalb heraus, das ganz und gar der Mutter gleicht. (Taf. I, Fig. 23 a.)

Die Ähnlichkeit geht so weit, daß das noch nicht geborene Kalb bereits ein Glockenband mit einer Kuhschelle trägt, die in Form eines spitzovalen Einschnittes auf der oralen Hälfte der Bauchfläche angedeutet wird.

Ein gesunder, wenn auch etwas derber Volkshumor spricht aus diesem Spielzeug, das heute leider im Verschwinden begriffen ist. Es ist jedoch — wie meine diesbezüglichen Nachfragen ergeben haben — nicht so lange her,

¹⁾ Jean Capart, *Les débuts de l'Art en Egypte*, Bruxelles 1904, S. 188.

²⁾ L. Rüttimeyer, *Op. cit.* II, Basel 1918, S. 31.

³⁾ Eine »trächtige« Spielzeugkuh aus Pitasch (Graubünden) ist bereits von Herrn Prof. Hoffmann-Krayer erwähnt worden. Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel, Bd. XXVI 1915, S. 270.

daß die »trächtige« Spielzeugkuh in Graubünden, speziell im Bündner Oberland (Tavetsch-, Valser- und Vrintal) und in der Davoser Gegend (Wiesen) noch vielfach anzutreffen war.

Außerhalb dieser Gegenden soll, nach mündlicher Mitteilung eines Bauern in Erstfeld (Kanton Uri), auch dort früher die »trächtige« Spielzeugkuh vorgekommen sein. Über das sonstige Verbreitungsgebiet dieses eigenartigen Spielzeugs ist mir nichts bekannt.

Das bei unserer trächtigen Spielzeugkuh angewandte System der Einschachtelung ist auch sonst beim Kinderspielzeug sehr verbreitet. Es sei hier nur auf das beliebte russische Spielzeug hingewiesen, das ein Ei oder ein Steh-auf-Männlein oder anderes mehr darstellt und bei dem die einzelnen Figuren so ineinandergeschachtelt werden, daß zuletzt alle in der größten verborgen bleiben. Das Museum für Völkerkunde in Leipzig enthält auch ein japanisches Spielzeug solcher Art bei dem sieben plumpe menschliche Gestalten in der erwähnten Weise hineingeschachtelt werden.

Die Darstellung einer trächtigen Kuh findet ferner, in Bezug auf die ihr zu Grunde liegende Idee, eine gewisse Parallele in dem altertümlichen »Taschenfeitel« (Taschenmesser) von Oberösterreich.¹⁾ Dieses Taschenmesser ist so beschaffen, daß es in seinem Innern bis 12 kleine Messerchen birgt, die vollkommen dem Muttermesser gleichen.

3. Einige ethnographische und prähistorische Parallelen.

Die geschilderten primitiven Spielzeugtiere finden auch außerhalb der Alpen Verbreitung. Von den ethnographischen Parallelen sei hier nur auf einige auffallende Beispiele aufmerksam gemacht.

Bis zur Verwechslung ähnlich meinem ersten Typus der alpinen Spielzeugkühe sind die Spielzeugtiere der Jakuten, wie dies ein Ochs aus dem Werke Sieroszewskis über die Jakuten veranschaulicht. (Taf I, Fig. 5.)

Sieroszewski sagt darüber: »Die Jakutenkinder besitzen nur wenige Spielzeuge. In der Regel bestehen diese aus zylindrischen Aststücken von Weidenholz, die mit Kerbschnitt verziert sind und an ihrem Ende ein Paar schön geschnittener Hörner tragen; diese Spielzeuge stellen das Vieh dar: gescheckte Kühe und Ochsen.«²⁾

Auch bei einigen anderen nordischen Völkern, wie Lappen und Samojeden, finden wir ein verblüffend ähnliches Vergleichsmaterial.

Da bei diesen Völkern das Renttier eine ähnliche Rolle spielt, wie in unseren südlicheren Zonen das Rind, so kommen dort als Spielzeug vielfach Renttiere vor.

Rütimeyer bringt in seiner Arbeit einige Abbildungen von Spielzeugrentnieren der Samojeden.³⁾ Es sind zylindrische, unten abgeflachte und

¹⁾ Das Museum für Volkskunde in Wien besitzt einige derartige »Taschenfeitel« aus Oberösterreich.

²⁾ W. Sieroszewski, 12 Jahre im Lande der Jakuten (12 lat. w. Kraju Jakutow) 1900. S. 313.

Auch L. Rütimeyer bringt in seiner Arbeit die Abbildung einer ähnlich beschaffenen Spielzeugkuh der Jakuten. Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis etc. Basel 1916, S. 58, Fig. 3d.

³⁾ L. Rütimeyer, Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis etc. Basel 1916, S. 57, Fig. 32 a und 33 a--c.

entrindete Zweigstückchen. Als einziges Merkmal des Renttieres dient hier das Geweih, das, wie die Hörner bei den alpinen Spielzeugkühen, durch eine einfache Astgabelung oder durch zwei abgespaltene Holzsplitterchen dargestellt wird.

Eine weitere Parallele zu den alpinen Spielzeugtieren, und zwar zu den oben beschriebenen Knochentieren, bietet ein Kameel aus Gischin (Südarabien), das sich im naturhistorischen Museum in Wien befindet.

Dieses Spielzeug besteht aus einem unbearbeiteten Halswirbel des Kameels, das den Kameelleib darstellen soll. Das Interessante an diesem Spielzeugtier ist die Last, die zwischen den vorderen und hinteren Gelenkfortsätzen (Kameelhöcker!) kunstgerecht angebunden ist. (Taf. I, Fig. 30.)

Die primitive schematische Darstellung der Haustiere, wie wir sie bei den alpinen Spielzeugtieren kennen gelernt haben, findet ihre ganz merkwürdigen Parallelen auch in den einzelnen Kunstprodukten des Urmenschen.

Ich meine hier nicht die durch ihre Naturwahrheit wirklich verblüffende Kunst des Paläolithikums, wie sie die diluvialen Mammut- und Renttierjäger Südfrankreichs hervorgebracht haben, sondern die von der Natur abgekehrte gegenständliche Kunst des Nachpaläolithikums, für die ja zahlreiche Belege aus der jüngeren Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit vorliegen. Menschen und Tiere werden bei dieser Kunstrichtung so stark stilisiert, daß sie schließlich zum Ornament, zum Schema werden. Ein charakteristisches Beispiel dafür sind die Urnenzeichnungen der älteren Eisenzeit Ungarns, wo Menschen- und Tierdarstellungen in einfache geometrische Figuren in Dreiecke gezwängt werden.

Bei der stark schematisierten, auf wenige Linien reduzierten Tierdarstellung werden gewöhnlich nur einzelne Körperteile besonders hervorgehoben, die dann als Kennzeichen des betreffenden Tieres gelten. So beispielsweise die Hörner bei den Rindern. Dieser Erscheinung, die wir ja bereits bei den alpinen Spielzeugtieren beobachtet haben, begegnet man vielfach in den bronzeitlichen ligurischen Felsenzeichnungen, die bekanntlich in einigen Hochtälern der Seealpen, (Valle di Fontanalba, Valle d'Inferno) in der Seehöhe von 1900—2600 m auf anstehenden Felsen und losen Gesteinsblöcken entdeckt wurden.¹⁾

Die hier in der Draufsicht eingeritzten Rindergestalten sind zumeist Schemen, deren einzelne eine auffallende Ähnlichkeit mit den geschilderten Schweizer und Piemonteser Spielzeugkühen aufweisen. (Vgl. Fig. 2, 11 mit Taf. I, Fig. 1 und 3.)

Es ist die gleiche, primitive, stark reduzierte Darstellung des Rindes, bei der die Extremitäten sowie auch andere Details wegfallen und nur das Hauptattribut des Rindes, die Hörner, betont, ja zuweilen übertrieben hervorgehoben werden. (Fig. 2, 1, 2.)

Außer den bis zur völligen Unkenntlichkeit schematisierten Rindergestalten, sieht man in den erwähnten Felsenzeichnungen auch solche, die naturgetreuer wiedergegeben sind. Zwischen diesen mehr physioplastisch und den vorhin erwähnten ganz ideoplastisch dargestellten Rindern, gibt es

¹⁾ Nach Bicknel (Zitiert nach Issel, *Le rupi scolpite nelle alte valli delle Alpi Marittime. Bulletino di Paletnologia italiana*, 1901.)

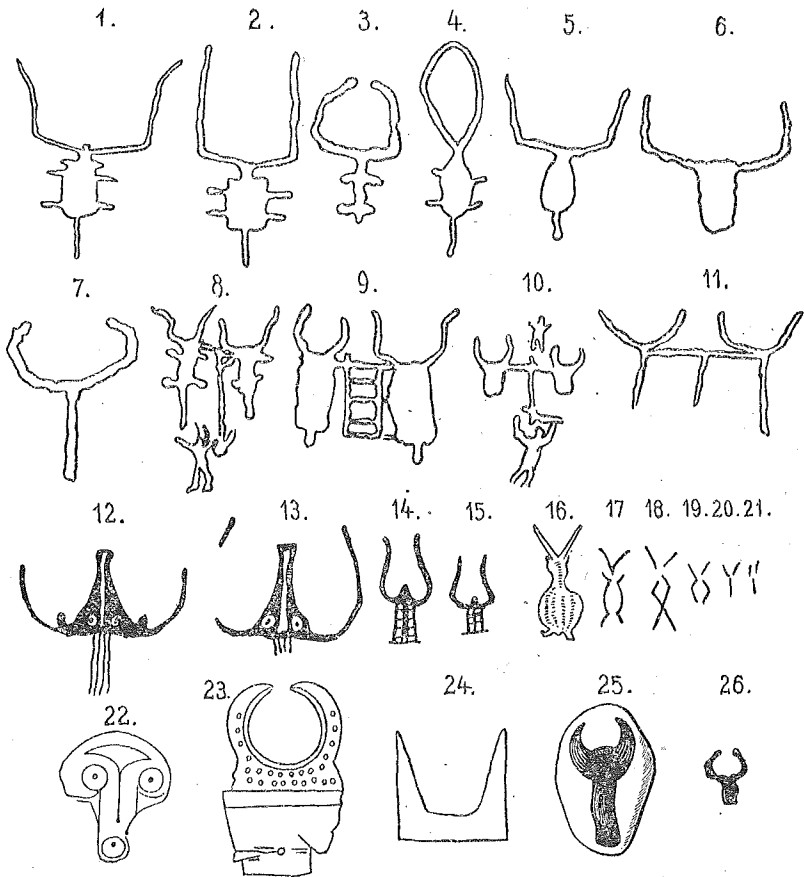


Fig. 2. Prähistorische schematische Tierdarstellungen und ähnliche Zeichen.

Abb. 1—11. Bronzezeitliche ligurische Felszeichnungen. Nach Bicknell. (Zit. nach Issel, *Le rupi scolpiti nelle alte valli delle Alpi Marittime*. *Bulletino di Paleontologia italiana* 1901)

Abb. 1—7. Darstellungen von Rindern und deren allmähliche Schematisierung.

Abb. 8—11. Darstellungen von Rindergespänn mit Pflug und Egge und die allmähliche Schematisierung der Rinderfiguren.

Abb. 12—15. Die allmähliche Schematisierung des Rinderkopfes, beziehungsweise der ganzen Rindergestalt in Vasenmalereien, von Mussian in Elam. Nach Abbé Breuil. (Zit. nach M. Hoernes, *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa*. Wien 1915, S. 11)

Abb. 16—21. Fortschreitende Umformung von ziegenartigen Tieren auf Knochengerräten der Magdalenienstufe. Nach Abbé Breuil. (Zitiert nach Hoernes, *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa*. S. 37.)

Abb. 22. Altägyptische Amulette in Form eines Stierkopfes, bei dem die freistehenden Hörnerenden miteinander verbunden sind (Nach Jean Capart, *Les débuts de l'Art en Egypte*, Bruxelles 1904, S. 188, Fig. 138.)

Abb. 23. Altägyptisches Anhängsel aus Elfenbein (vermutlich ein Amulett) Nach Jean Capart, *Les débuts de l'Art en Egypte*, S. 79, Fig. 45.

Abb. 25. Kiesel von Mas d'Azil. (Nach K. Weule, *Vom Kerbstock zum Alphabet*. Stuttgart 1915, S. 37, Fig. 14)

Abb. 26. Ein Zeichen aus der altkretischen Bilderschrift. (Nach K. Weule, *Vom Kerbstock zum Alphabet*, S. 26, Fig. 8.)

noch einige Übergangsformen, so daß man das allmähliche Schematisieren der betreffenden Tiergestalt sehr schön verfolgen kann. (Fig. 2, 1-7 u. 8-11.)

Die Tatsache, daß man in den ligurischen Felsenzeichnungen diese verschiedenen Arten der Rinderdarstellungen findet, spricht dafür, daß die Rinderschemen nicht der Unfähigkeit zugeschrieben werden können, die Naturformen wiederzugeben, sondern daß diesen Schemen, möglicherweise, gewisse religiös symbolische Bedeutung beigelegt wurde. Darüber soll noch weiter unten näheres gesagt werden.

Ein weiteres Beispiel der allmählichen Abkürzung und Vereinfachung der Rinderfigur, beziehungsweise nur des Rinderkopfes bringt die neolithische persische Keramik. So zeigen die einzelnen, von Abbé Breuil untersuchten Vasenmalereien von Mussian in Elam wie der ursprünglich realistisch dargestellte Rinderkopf allmählich zu einem schemenhaften Gebilde wird, das durchaus an die Walliser Spielzeugkühe erinnert. (Fig. 2, 12-15.)

Ein ähnlicher Werdegang von bildhafter Form zur linearen läßt sich auch bei prähistorischer Darstellung von anderen Tieren beobachten. So konnte Abbé Breuil die fortschreitende ornamentale Umformung von Rentier- und Ziegenköpfen beziehungsweise der ganzen Tiergestalt auf paläolithischen Knochengeräten der Mägdalenienstufe feststellen. Einzelne von diesen letzterwähnten stilisierten Tiergestalten haben die Form eines gegabelten Astes und gleichen dem ersten Typus der geschilderten alpinen Spielzeugtiere. (Fig. 2, 16-21.)

In allen bisher angeführten Beispielen der Tierschematisierung finden wir die starke Betonung der Hörner, die nach Wegfall der übrigen Körpermerkmale als Hauptkennzeichen des Tieres bleiben.

Gewisse Analogien zu unseren alpinen Spielzeugtieren dürften, möglicherweise, auch einzelne Zeichen der alten Bilderschriften liefern.

Da jedoch in den beiden gleich zu erwähnenden Fällen keine sicheren Angaben über die betreffenden Zeichen vorliegen, kann hier nur ohne jede weitere Deutung auf die rein formelle Ähnlichkeit hingewiesen werden.

Auf den von Piette entdeckten Kieseln von Mas d'Azil, die dem Ende der Diluvialperiode (Azilien) angehören, findet man unter anderen rot gemalten Figuren auch eine solche, die der Walliser Spielzeugkuh auffallend gleicht. (Fig. 2, 25.)

Ein ganz ähnliches Zeichen besteht auch in der altkretischen Bilderschrift, die bis heute noch nicht entziffert werden konnte. (Fig. 2, 26.)

4. Lassen sich die geschilderten primitiven Spielzeugtiere als Überreste von Gegenständen eines alten Kultus auffassen?

Es wurde im Verlaufe der Arbeit wiederholt hervorgehoben, daß bei den bis zum Schema reduzierten Spielzeugtieren die Hörner stark betont werden; auf das gleiche Moment wurde auch bei Besprechung der prähistorischen Tierschemen hingewiesen. Als Grund für diese so einheitlich auftretende Erscheinung dürfte kaum die Tatsache ausreichen, daß das Hörnerpaar als charakteristisches Merkmal des Rindes bei der Darstellung dieses Tieres stets besonders markiert wird; es werden dabei möglicherweise noch andere Momente mitgewirkt haben.

Das eine dieser Momente wäre wohl die bedeutende Rolle, die das Hörnerpaar überhaupt in der Religion und im Aberglauben spielt.¹⁾

Eine besondere Bedeutung wurde den Stierhörnern beigelegt, da ja bekanntlich das Rind bei vielen ackerbautreibenden Völkern ein geheiligtes Tier war, dessen Kult bei den einzelnen Völkern mit dem Sonnenkult eng verbunden war. So war z. B. bei den Kretern des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, die einer Naturreligion gehuldigt haben, die Hauptgottheit die als Stier (Min, Minos oder Minotaurus) dargestellte Sonne.²⁾

Die Vorstellung von Hörnern, insbesondere von Stierhörnern als Symbol der Stärke und der Macht, findet man bei vielen arischen und semitischen Völkern. Das beweisen die ältesten Sprachdenkmale.

So wird z. B. auf einem altägyptischen Denkmal ein mächtiger König, der seine Feinde bezwingt, als ein gewaltiger Stier dargestellt, der mit seinen Hörnern die Feinde und auch die Wälle einer feindlichen Stadt niederstößt.³⁾

Die assyrischen Standarten waren mit zwei Stierhörnern versehen, die die Feinde niederschlagen sollten.⁴⁾

Die Helme der altgriechischen Krieger, der Etrusker, Gallier und Angelsachsen waren häufig mit Hörnern als Symbol der Kraft verziert.⁵⁾

Die Hörner sind die niederschmetternde Waffe der Götter, was besonders aus der altindischen Mythologie hervorgeht, wo zahlreiche Götter den Beinamen »Stier« führen.

Die göttliche Kraft des altpersischen Siegesgottes, der in Stiergestalt auftritt, äußert sich in den Hörnern. Die assyrischen Fürsten, sumerische und babylonische Priester trugen zwei Hörner als Symbol göttlicher Macht auf ihrer Kopfbedeckung.

Da den Hörnern, als göttlichem Attribut, übermenschliche Kraft inneohnt, dienten sie bei manchen alten Kulturen als Wahrzeichen an Opferaltären, um diese als Speisetische der Götter zu bezeichnen.

So hatte der altisraelitische Opferaltar an seinen vier Ecken Hörner, welche als das Heiligste der Opferstätte betrachtet wurden, weshalb das Opferblut an sie gestrichen wurde.⁶⁾

Ein Seitenstück zu diesem uralten Opferbrauch boten auch die Vorväter der heutigen Lappen.

Wenn die Wanderlappen mit ihren Renttierherden die Winterwohnungen verließen, um in die Berge hinauf zu ziehen, opferten sie auf ihrem Wege großen Steinen, die tief in die Erde gepflanzt waren.

An diesen Opfersteinen rasteten die Wanderlappen, besprengten sie mit Renttierblut und brachten zu ihnen die Hörner der Tiere und andere Gaben, während sie den Gott im Stein um Glück, Gedeihen und Förderung auf ihren Sommerwegen anflehten.⁷⁾

1) Scheffelowitz, Das Hörnermotiv in den Religionen. Archiv für Religionswissenschaft, 1912.

2) K. Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet. Stuttgart 1915, S. 27.

3) Jean Capart, Les debuts de l'Art en Egypte Bruxelles 1904, p. 242 f.

4) Gressmann, Altorientalische Texte II, 35.

5) Seligmann, Der böse Blick II, S. 135.

6) Scheffelowitz, op. cit. S. 473.

7) Carl Schøyen, Skouluk-Andaras, Berichte aus Lappland, Jena 1923, S. 28.

Die religiös symbolische Bedeutung der Hörner, die aus den bisher angeführten Beispielen deutlich hervorgeht, mag vielleicht die Tatsache erklären, daß man neben den Darstellungen der ganzen Rindergestalt, beziehungsweise des Stierkopfes, wie sie besonders häufig in der Bronze- und Eisenzeit vorkommen, auch die Darstellung der Hörner vielfach vorfindet.

Diese Nachbildungen des Gehörns, wie sie uns aus der vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Zeit bekannt sind, haben, wie man heute allgemein annimmt, wahrscheinlich kultische Bedeutung gehabt.

So wurden z. B. schon im zweiten Jahrtausend vor Christi im Osten des Mittelmeeres — wie die von Evans entdeckten altkretischen Bildwerke und andere Funde zeigen — schematische Nachbildungen des Gehörns aus Ton oder Stein als Symbol der Heiligkeit auf geweihten Stellen, namentlich

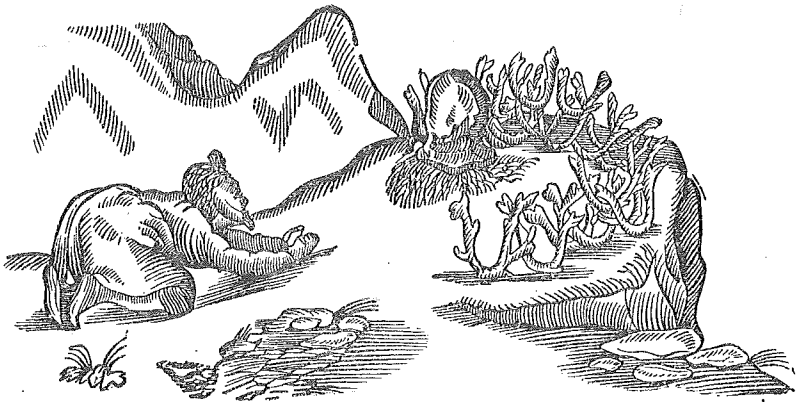


Fig. 3. Anbetung vor einem Stein, der mit Renntiergeweihen umgeben ist.

Aus: Johannis Schefferi, Lappland 1675.

(Zitiert nach Carl Schøyen, Skouluk — Andaras Berichte aus Lappland, Jena 1923, S. 25.)

auf Altären aufgestellt.¹⁾ Dieses sinnbildliche Hörnerpaar, von Evans „Konsekrationshörner“ genannt, erscheint auch häufig auf Fresken und Basreliefs des kretisch-mykenischen Kunstkreises, die man in oder auf tempelförmigen Gebäuden, z. B. in dem bekannten Freskobilde eines Heiligtums auf Knossos gefunden hat.

Eine weitere Form der schematischen Nachbildungen des Gehörns sind allem Anschein nach die mitteleuropäischen »Mondbilder«, die übrigens von einzelnen Forschern in Beziehung zu den eben erwähnten »Konsekrationshörnern« gebracht wurden.

Die Frage über die ursprüngliche Bestimmung der als »Mondbilder« benannten Gebilde aus Ton wird auch heute noch in der Fachliteratur viel umstritten. So ziemlich einig ist man jedoch in der Annahme, daß die »Mondbilder« zu kultischen Zwecken verwendet wurden.

So meint Hoernes, daß die »Mondbilder« tönerner oder steinerne Nachbildungen von Rinderschädeln seien, die die Opferaltäre und Tempelfriesen

¹⁾ Lichtenberg, Die ägäische Kultur.

bei manchen alten Völkern (z. B. Ägyptern) zierten und die sich auch »nicht selten an prähistorischen Wohnplätzen in der Art zugerichtet finden, daß man daran denken darf, sie seien zum Anheften etwa an eine Hütte oder an ein Denkmal bestimmt gewesen.«¹⁾

Von den verschiedenen Formen, in denen die »Mondbilder« auftreten, kommt für uns hauptsächlich diejenige in Betracht, die man in den Pfahlbauten der Schweiz, aus der jüngeren Bronzezeit gefunden hat. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist das von D. F. Keller 1851 entdeckte Mondbild von Ebersberg.

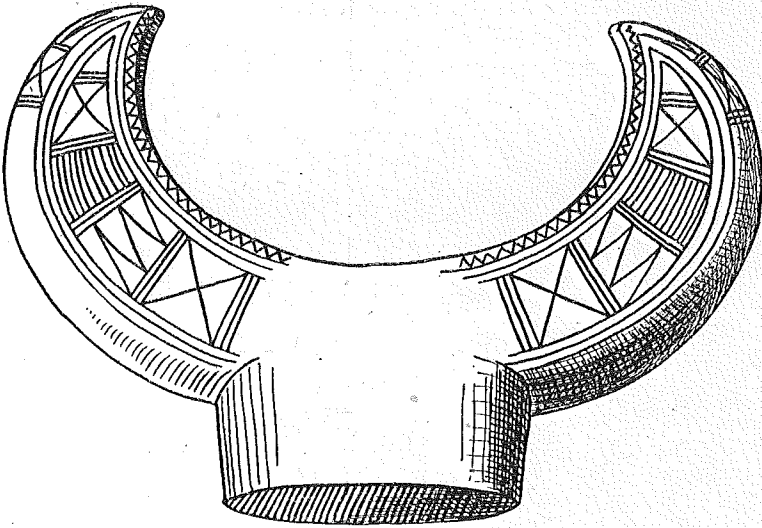


Fig. 4. Bronzezeitliches Mondbild von Ebersberg,

entdeckt 1851 von F. Keller. Nach F. Keller. Die keltischen Pfahlbauten in Schweizer Seen. Bericht V. Taf., XII.

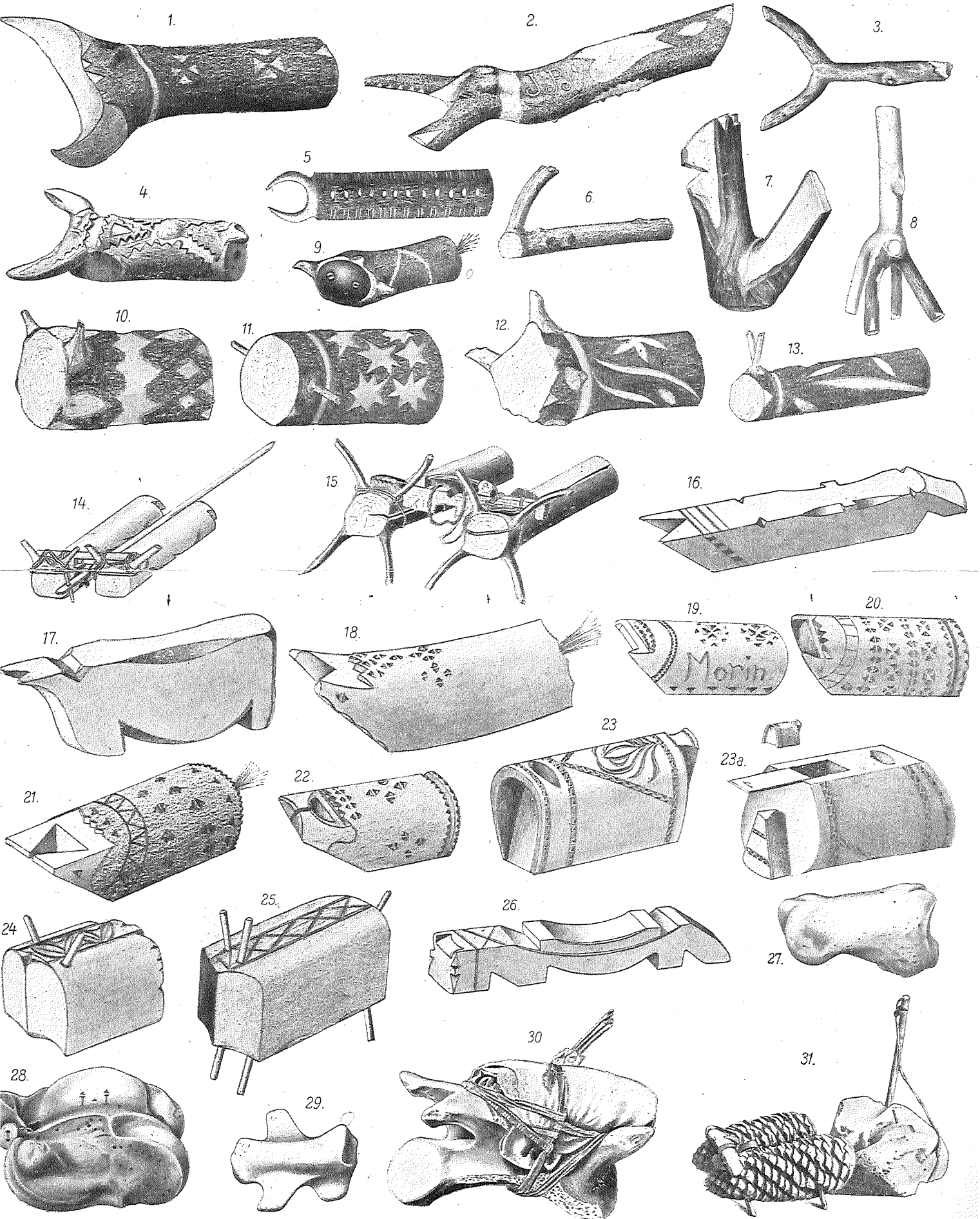
Es ist ein einfaches Hörnerpaar aus Ton, das auf einer kleinen Unterlage ruht und mit eingeritzten Flechtmustern überzogen ist. (Fig. 4.) In Bezug auf die äußere Form ist dieses »Mondbild« sehr ähnlich dem ersten Typus der von mir geschilderten Spielzeugtiere. (Vergl. Fig. 4. mit Taf., I. Fig 1 u. 4.)

Außer in den »Konsekrationshörnern« und den »Mondbildern« tritt uns die Darstellung des einfachen Hörnerpaares in den Amuletten entgegen, wie sie noch heute viele europäische und außereuropäische Völker als Schutzmittel gegen dämonische Einflüsse verwenden.

Diese Hörneramulette sind entweder wirkliche Hörner oder aber sind es Nachbildungen des Gehörns aus Metall oder aus Holz. So werden z. B. in Kleinasien hölzerne Hörner an die Mütze des Kindes genäht, wodurch sie vor Dämonen geschützt sind.²⁾

¹⁾ M. Hoernes. Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1915, S. 522.

²⁾ Seligmann. Der böse Blick, II, S. 137.



Alpine Spielzeugtiere.
(Tafelerklärung im Textteil, S. 69-71.)

Die Tradition der Hörneramulette scheint sehr weit zurückzureichen, denn schon unter den kretischen Funden sind kleine Hörneramulette aus Bronzeblech aufgedeckt worden ¹⁾

Wenn wir das in diesem Abschnitt bisher Gesagte kurz zusammenfassen, so sehen wir, daß die schematischen Nachbildungen des Gehörns, die in Bezug auf ihre Form durchaus an unsere primitiven alpinen Spielzeugtiere erinnern, aller Wahrscheinlichkeit nach kultischen Zwecken gedient haben.

Betrachten wir nun die geschilderten Spielzeugtiere, so läßt sich ihre ganz schemenhafte, hauptsächlich auf Nachbildung des Gehörns beschränkte, Form kaum dem Unvermögen zuschreiben, das Tier realistisch darzustellen, denn Nachahmungen der Naturformen lassen sich auf der tiefsten Stufe der menschlichen Kultur nachweisen. Sollte also der kulturell hochstehende Schweizer oder Piemonteser Bauer nicht das Minimum einer naturgetreuen Tierdarstellung aufbieten können?

Es dürfte sich somit bei der von der Natur durchaus abgekehrten Darstellung der Spielzeugtiere kaum um Mangel an technischem Vermögen handeln. Vielmehr scheinen diesen Spielzeugtieren uralte Traditionen zugrunde zu liegen.

Wir konnten ja bereits die auffallende Ähnlichkeit feststellen, die in Bezug auf äußerliche Form zwischen den schematischen Spielzeugtieren und den prähistorischen, zeichnerisch dargestellten Rinderschemen, beziehungsweise den vorhin besprochenen Kultobjekten besteht.

Unwillkürlich taucht nun die Frage auf, ob auch inhaltliche Beziehungen zwischen den vorgeschichtlichen, beziehungsweise frühgeschichtlichen, den kultischen Zwecken dienenden Nachbildungen des Gehörns und jenen, die heute in den Alpen als Spielzeugtiere verwendet werden, bestehen könnten? Genauer gesprochen, ob wir in unseren schematischen Spielzeugtieren Überreste alter kultischer Gegenstände (vielleicht der Amulette?) erblicken dürften?

Diese Frage kann heute nur angeregt werden, denn zu ihrer Beantwortung fehlen uns leider sichere Anhaltspunkte. Vielleicht bleibt es der Zukunft vorbehalten, ein Streiflicht auf dieses recht anziehende Problem zu werfen.

Tafelerklärung.

Fig. 1. Kuh aus gegabeltem Aststück, mit Kerbschnitt verziert. Evolena, Wallis. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 2. Kuh, wie oben; die Bauchfläche der Kuh ist mit spitzen Nägeln beschlagen. Wiesen, Graubünden. ($\frac{1}{5}$ nat. Gr.)

Fig. 3. Kuh aus unbearbeitetem Zweigstück von Alpenrosenholz. Aostatal, Piemont. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 4. Kuh aus gegabeltem Aststück, mit Kerbschnitt verziert. Aostatal, Piemont. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 5. Ochs aus einem gegabelten Aststück, mit Kerbschnitt verziert. Jakutenland, Sibirien. — Zit. nach W. Sieroszewski, Zwölf Jahre im Lande der Jakuten, 1900, S. 314, Fig. 139.

Fig. 6. Ziege aus gegabeltem Aststück. Jaun, Kanton Freiburg. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

¹⁾ Scheffelowitz, op. cit. S. 475

Fig. 7. Huhn aus einer Astgabelung hergestellt. Aostatal, Piemont. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 8. Hirt aus einem Aststück mit vier Verzweigungen. Aostatal, Piemont. ($\frac{2}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 9. Der »böse« Stier aus einem Aststück. Der Stier trägt eine Stirnplatte aus Eisen, die mittels zweier Schrauben befestigt ist. Jaun, Freiburg. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 10. Stier aus einem Aststück von Tannenholz, mit Kerbschnitt verziert. Die seitlichen Aststummel stellen die Hörner dar. Château d'Oex, Waadtland. ($\frac{1}{4}$ nat. Gr.)

Fig. 11. Kuh, wie oben. Château d'Oex, Waadtland. ($\frac{1}{4}$ nat. Gr.)

Fig. 12. Kuh, die einen Melkstuhl zwischen den Hörnern trägt. Der Melkstuhl wird durch den mittleren aufrecht stehenden Aststummel bezeichnet. Château d'Oex. ($\frac{1}{5}$ nat. Gr.)

Fig. 13. Ziege aus einem Aststück von Tannenholz; die Hörner werden durch einen entzweigespaltenen Aststummel markiert. Château d'Oex. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 14. Ein Ochsespann. Die Ochsen sind entrindete Aststücke mit zwei seitlichen Aststummeln. An der Bauchfläche die Extremitäten schwach angedeutet. Reams, Graubünden. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 15. Ein Ochsespann. Die Ochsen sind entrindete Aststücke mit vier Aststummeln; die oberen Aststummel stellen die Hörner, die unteren die Extremitäten dar. Wörschachwald bei Untergrimming, Steiermark. ($\frac{1}{6}$ nat. Gr.) Naturhistorisches Museum in Wien.

Fig. 16. Kuh aus vierkantig gehobeltem Holzstück. Die Hörner werden durch den spitzen Ausschnitt gebildet. Pitasch, Graubünden. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 17. Kuh aus Holz mit schwach angedeuteten Extremitäten Münstertal, Graubünden. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 18. Stier aus zylindrischem, unten abgeflachtem Holzstück, mit Kerbschnitt verziert. Vrin, Graubünden. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 19. Kuh aus zylindrischem, unten abgeflachtem Holzstück, mit Kerbschnitt verziert. Vrin, Graubünden. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 20. Kuh, wie oben. Vrin. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 21. Kuh aus berindetem Holzstück, mit Kerbschnitt verziert. Die freistehenden Hörnerenden stark konvergierend dargestellt. Vrin, Graubünden. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 22. Kuh, wie oben. Vrin. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 23. Eine »trächtige« Kuh aus Holz, mit Kerbschnitt reich verziert. Die freistehenden Hörnerenden schließen sich völlig zusammen. Wiesen, Graubünden. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 23a. Die gleiche Kuh, von unten gesehen. Auf der Bauchfläche ist ein Schiefach angebracht, das ein Miniaturkalb birgt. Die Abbildung zeigt das geöffnete Schiefach und das Kalb daneben.

Fig. 24. Kuh aus einem zylindrischen, unten abgeflachten Holzstück, mit Kerbschnitt verziert. Die Hörner sind eingefügt. Avers, Graubünden. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 25. Kuh, wie oben, mit eingefügten Extremitäten und Schweif. Avers, Graubünden. ($\frac{1}{2}$ nat. Gr.)

Fig. 26. Pferdchen mit Sattel, aus Holz geschnitzt. Vrin, Graubünden.
($\frac{2}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 27. Kuh aus einer Grundphalanx des Rindes. Saas Fee, Wallis.
($\frac{2}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 28. Kuh aus einem Astragalus des Rindes. Der zwischen den Gelenkfortsätzen angebrachte Knopf stellt die Kuhschelle dar. Sappün, Graubünden. ($\frac{2}{3}$ nat. Gr.)

Fig. 29. Huhn aus einem Schwanzwirbel des Schafes. Lötschental, Wallis. (Nat. Gr.)

Fig 30. Ein beladenes Kamel aus einem unbearbeiteten Halswirbel des Kamels hergestellt. Rückwärts die Packstange sichtbar. Gischin, Süd-arabien. ($\frac{1}{3}$ nat. Gr.) Naturhistorisches Museum in Wien (Sammlung Dr. Hein, 1902).

Fig. 31. Ein Ochsespann. Die Ochsen sind zwei mit vier Beinen versehene Tannzapfen, der Wagen ein Knochen, der Condylus eines Kuh-überschenkels, der Fuhrmann ein in denselben gestecktes Zweigstück. (Nach L. Rütimyer, Weitere Beiträge zur Schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren prähistorische und ethnographische Parallelen. Basel 1918, S. 25, Fig. 3.)

Mit Ausnahme der Figuren 5, 15, 30 und 31 befinden sich sämtliche auf der Tafel abgebildeten Objekte im Museum für Volkskunde in Wien.

Konrad Mautner †

23.2.1880 Wien -
15.5.1924 Wien

Im frühen Mannesalter ist ein treuer und opferwilliger Freund und Anhänger der Volkskunde, ein kenntnisreicher Mitarbeiter an unserem Werke in Konrad Mautner dahingegangen. Was dem Heimgegangenen in seltener Art auszeichnete war seine innige Liebe für alles echt Volkstümliche im Leben unseres Alpenvolkes, mit dem ihn aus jahrelangem engsten Verkehr eine ganz ungewöhnliche Vertrautheit verband. Konrad Mautner war sicher einer der intimsten Kenner von Lied und Tanz, von Brauch und Sprache des steirischen Salzkammergutes, dem auch seine ganze volkskundliche Arbeit zugewendet war. Seine Liedersammlung aus dem Gössl am Grundlsee, mit allen reichen Exkursen und der gehaltvollen Einleitung, sowie seine in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde veröffentlichten Studien über Holzknechtspiele, Schützenscheiben, Faschingsbräuche, die Ausseer Tracht, die Verbreitung von Volksliedern sind als überaus anregende und gründliche Beiträge zur österreichischen Volkskunde längst allseitig gewertet. Mit der Herausgabe zahlreicher »schöner alter Lieder«, in altertümlicher Flugblattform hat sich Konrad Mautner um die Pflege des Volksliedes im Volke selbst ein wirkliches Verdienst erworben, indem er damit den richtigen Weg zur Wiedererweckung des echten Volksliedes wies. Seit Jahren hat sich der Verewigte, der beruflich ja in ganz andere Sphären gestellt war, mit der Geschichte unserer Volkstrachten, im Besonderen derjenigen Innerösterreichs (zumal der Steiermark) als eifriger Sammler von Originalstücken und geschichtlichen Trachtenbildern beschäftigt. In Verbindung mit Dr. V. Geramb (in Graz) bereitete er mit wahren Bienenfleiß ein diesbezügliches Trachten-

werk vor, das nun halbvollendet der pietätvoll ordnenden Hand und der Herausgabe zu Ehren des Verewigten harret. Das Bild dieses seltenen Heimatfreundes wird in unseren Kreisen stets hochgehalten werden, und so bleibt er auch mit seinem tiefen Sinn für alles Echte und Tüchtige des Volkslebens im Museum für Volkskunde in Dankbarkeit unvergessen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde.

Am 25. April d. J. fand die diesjährige Vollversammlung des Vereines für Volkskunde statt, bei welcher die Tätigkeitsberichte des Präsidenten Hofrat Prof. Dr. Mich. Haberlandt, sowie des Museumdirektors Prof. Dr. Arthur Haberlandt mit lebhaftem Beifall zur Kenntnis genommen wurden. Der Rechnungsabschluß pro 1923 wurde einhellig genehmigt. Zu korrespondierenden Mitgliedern wurden gewählt: Prof. Friedrich von der Leyen (Köln), Prof. Paul Satori (Dortmund), Direktor Nikodem Zegga (Belgrad), Prof. Šima Trojanović (Üsküb), Konservator S. Ambrosiani (Stockholm), Prof. Dr. Littberg (Stockholm), Prof. Dr. L. v. Sawicki (Krakau), Prof. Leite de Vasconcellos (Lissabon), Aurelio de Llaño (Oviedo). Zum Schluß hielt Herr Lehrer R. Zoder einen mit wärmstem Beifall aufgenommenen und von Liedproben begleiteten Vortrag: „Wie nimmt man Volkslieder auf?“

Im Einvernehmen mit dem Wiener Stadtschulrat fand im Mai und Juni d. J. am Museum für Volkskunde ein Kurs von sieben Doppelstunden für Volks- und Bürgerschullehrer zur Einführung in die Benützung der Museumssammlungen statt, der unter starker Beteiligung (von über 60 Lehrkräften) von Prof. Dr. Michael Haberlandt und Prof. Dr. Arthur Haberlandt abgehalten wurde. Für den Herbst ist eine Wiederholung dieses Kurses für Mittelschullehrkräfte in Aussicht genommen.

Die Wiener Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie hat dem Museum für Volkskunde für die Jahre 1924, 1925 und 1926 in dankenswerter Weise Subventionen von je 10 Millionen Kronen bewilligt. Wie es in der betreffenden Zuschrift heißt, wünscht die Kammer mit dieser Subventionierung ihre besondere Anerkennung für die selbstlose und opfernde Tätigkeit des Museumgründers Hofrat Dr. Michael Haberlandt und des gegenwärtigen Direktors Prof. Dr. Arthur Haberlandt auszudrücken. Es ist zu erwarten, daß entsprechend dieser ehrenvollen Würdigung der im Museum für Volkskunde geleisteten volksbildnerischen und kulturellen Arbeit nunmehr auch die Stadt Wien den wiederholt und dringend vorgebrachten sachlichen Wünschen der Museumsleitung erhöhte Fürsorge werde zu Teil werden lassen. Kommt doch die allgemein anerkannte fruchtbare Tätigkeit des Museums für Volkskunde in erster Linie der gesamten Bevölkerung wie insbesondere der Lehrerschaft und der studierenden Jugend der Stadt Wien zugute.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

VIII. Laudongasse 17

mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

29. Jahrgang 1924.

Heft 5.

Sankt Florian.

Von Prof. Dr. Rudolf Much, Wien.

Von den österreichischen Klöstern ist das Augustiner Chorherrenstift zu St. Florian bei Enns, gegründet 1071, zwar nicht das älteste, aber es steht in dem Ruf, mit seiner Örtlichkeit, seinem Namen und Schutzheiligen an die ältesten Überlieferungen des heimatlichen Christentums anzuknüpfen. Denn dieser ist nach der Passio Sancti Floriani ein römischer Soldat, der im Jahre 230 n. Ch. bei einer Christenverfolgung wegen seines standhaften Glaubens auf Geheiß des Statthalters Aquilinus bei Lauriacum, dem jetzigen Lorch, in der Enns ertränkt wurde.

Die Zuverlässigkeit dieses Berichtes ist indes von verschiedenen Seiten bestritten worden, zuletzt in dem Buche von Dr. Konrad Schiffmann, Das Land ob der Enns S. 10—13, wo zudem ganz neue und überraschende Behauptungen über den Ursprung des Floriankultes mit großer Bestimmtheit vorgetragen werden. Dieses Buch ist seit 1922 bereits in 2. Auflage erschienen, also jedenfalls auch sehr verbreitet, vor allem natürlich in den Kreisen von Laien, denen gelehrtes Beiwerk leicht Eindruck macht und die es nicht beurteilen können, ob sie es bei seinem Verfasser wirklich mit einem sachkundigen und gewissenhaften Führer zu tun haben.

Schiffmann meint: »Hätte es wirklich eine Tradition von einem Lorcher Martyrer namens Florianus gegeben, so müßten wir wenigstens in Laienkreisen einen *Fluran* oder *Fluren* erwarten, und es wäre ganz unverständlich, daß der Heilige und sein Name gar keine Rolle spielte«. Dabei ist richtig, daß bei alter Übernahme in einem Namen *Flōrianus* das *ō* geradeso behandelt worden wäre wie in anderen Lehnwörtern aus dem Lateinischen, das heißt den Wandel zu althochdeutsch *ū*, neuhochdeutsch *au* erfahren hätte. Aber die Deutschen hielten sich bekanntlich auch als Christen sehr lange an ihren ererbten heimischen Namenschatz und bei Heiligennamen haben sich deren lateinische Formen oftmals, was ja sehr begreiflich ist, aus dem kirchlichen Gebrauch wieder hergestellt. Ist doch auch *Merge*, die lautgesetzliche Entwicklung aus *Maria*, durch diese seine Grundform wieder ganz verdrängt worden. Wenn sich Schiffmann aber darauf beruft, daß uns auch unter den welschen Namen des Salzburger Verbrüderungsbuches kein Florian begegnet, so ist dazu zu sagen, daß auch die Romanen damals die Kinder nicht auf die Namen von Heiligen

zu taufen pflegten, und daß sich in und um Lorch doch gewiß nur ein romanisch-christlicher Volksrest gehalten hatte, durch slawische und deutsche heidnische und halbheidnische oder vielleicht auch arianische Siedlungsgebiete und durch Wildnis getrennt von anderen und besonders den salzburgischen romanisch sprechenden Katholiken. Ob und was für Beziehungen zu diesen letzteren bestanden, wissen wir nicht; man kann sich indes vorstellen, welchen Schwierigkeiten durch lange Zeit die Bewahrung des Christentums in dieser Diaspora überhaupt begegnete.

Aber daß sich ein christlicher Volksrest dort tatsächlich forterhielt, dafür spricht der Name *Lorch* selbst, der nur Bestand haben konnte, wenn auch Leute zurückblieben, die ihn kannten und weitergaben, und er ist, wie seine Laute mit Bestimmtheit zeigen, unmittelbar und nicht durch slawische Vermittlung ins Deutsche gekommen, und zwar in sehr früher Zeit, vor Abschluß der hochdeutschen Lautverschiebung, durch die altes *k* zu einem *ch*-Laut wurde, was bei Namen, die aus dem Slawischen herübergenommen sind, niemals der Fall ist. *Lorch* verhält sich zu *Lauriacum* geradeso wie unser *horchen* zu dem voralthochdeutschen *haurakōn*, aus dem es entstanden ist. Dieses Beispiel kann zugleich die Entwicklung des Selbstlautes erläutern. Im Deutschen wurde vor *r* jedes ältere *au* zu *ō*, sowohl altgermanisches, wie hier, als auch lateinisches in Lehnwörtern, wie in *Laurus*, das wir als *Lorbeer* fortbewahren. Die Slawen hätten ein *u* daraus machen müssen, da das Altslawische weder einen Zwiellaut *ou*, *au*, noch ein *ō* besaß.

Wenn nun bei einem solchen nachweisbaren Volksrest aus römischer Zeit ein besonderer Heiliger an den Boden geknüpft ist, von dem wir sofort erfahren, sobald sich diese Gegend überhaupt wieder unseren Blicken erschließt, liegt der Gedanke an eine örtliche christliche Überlieferung gewiß nicht ferne. Aber auch für den, der eine Heiligenlegende erdichtete und sie als echt ausgeben wollte, mochte es sich empfehlen, sie gerade mit einer solchen Örtlichkeit in Verbindung zu bringen.

Schiffmann stellt sich vorbehaltlos auf die Seite derjenigen, denen die ganze Geschichte vom Lorcher St. Florian bewußte Fälschung ist. Eigene Wege aber geht er in Bezug auf die Herkunft seines Kultes. »Nur mit der Annahme slawischen Ursprunges im 8. Jahrhundert für unsere Kultstätte erklärt sich« — so behauptet er — »die lautliche Form des Namens und die bescheidene Rolle, die der heilige Ort anfangs spielte, bis er von interessierter Seite in den Vordergrund gerückt wurde«. Gerade das *o* des Namens *St. Florian* soll es beweisen, daß hier die Slawen als Vermittler im Spiele sind. Ja »auch das den Baiern anfangs fremde Sankt spricht« — nach seiner Meinung — »unter den gegebenen Umständen für slawische Siedlung«. Als ob *Sankt* slawisch wäre und nicht auch sonst auf deutschem Sprachgebiet allenthalben vertreten. Überall hat ja unter dem Einfluß der Kirchensprache dieses *Sankt* altes deutsches *wih*, *weih* bis auf geringe Restbestände wie *Weihenstephan* verdrängt oder nicht aufkommen lassen. Im übrigen halte man sich vor Augen, daß das Altslawische gar kein *ō* besaß und in fremden Wörtern, die es aufnahm, regelmäßig durch *u* ersetzte und ersetzen mußte, also aus germanisch *dōm* (Gericht), *bōkō* (Buche), *plōga* (Pflug), *Dōnawi* (Donau) *duma*, *buky*, *plugū*, *Dunaj* machte, um die

Behauptung, der Name *Florian* weise in dieser seiner Form auf die Slawen, in ihrer bodenlosen Haltlosigkeit würdigen zu können.

Mancher wird sich freilich wundern, einer Beweisführung, die feststehende wissenschaftliche Tatsachen in ihr Gegenteil verkehrt, bei einem Manne zu begegnen, der „durch die Schule der Germanistik gegangen ist. Wer Schiffmanns Buch gelesen hat, der weiß aber, daß diese Schule ohne tieferen und dauernden Einfluß auf ihn geblieben ist. Und gerade die Art, wie er in diesem Buch zahlreiche andere gut deutsche und leichtverständliche Ortsnamen für die Slawen in Anspruch nimmt, steht ebenso hoch — oder besser gesagt tief — wie seine Bemerkungen über St. Florian.

So stellt er — um ein paar Beispiele anzuführen — den häufig an Bauernhöfen haftenden, auch als Flurnamen auftretenden Namen „*Plaik*“ zu slawisch *mlaka* »Pflütze, nässender Ackergrund« und bildet sich ein, daß sich *a* zu *ai* wandeln könne. Daß es ein mundartliches *ploak*, *ploakn*, *ploaka* gibt, das auch Schmeller in seinem Bayerischen Wörterbuch aufführt als »Stelle eines Bergabhanges, an welcher sich die Dammerde losgerissen hat und gesunken ist, so daß an demselben der Sand oder das nackte Gestein zum Vorschein kommt«, schließt er vom Wettbewerb in sehr einfacher Weise dadurch aus, daß er es seinen Lesern — verschweigt. Außerdem sollte man sich die Örtlichkeiten ansehen, deren Namen man erklären will. Ein Berg im Süden des Wallersees, auf dem die Abrutschung von der Westbahn aus deutlich zu sehen ist, heißt die *Plaike* (*Ploak'n*) und wie hier ist in zahlreichen anderen Fällen die Ursache der Benennung noch deutlich erkennbar und würde ein Name, der »Sumpf« bedeutet, wie die Faust aufs Auge passen. Das kann natürlich nicht hindern, daß ein nach einer *Plaike* benannter, *Plaikner*, *Ploakner* gelegentlich einmal anderswohin übersiedelt. Unser *Plaike* ist übrigens ein ur- und gemein germanisches Wort, mit *bleich* verwandt und genau dasselbe wie altnordisch *bleikja* »weiße Kalkerde«.

Ein anderes als Flurname weit verbreitetes Wort *Schlatt*, auch in Zusammensetzungen wie *Schlattwiesen* vorkommend, deutet Schiffmann aus slawisch *slato* »Sumpf«. Ein Blick in das Grimmsche Wörterbuch hätte ihn überzeugen müssen, daß ein Flurname *Schlatt*, älter *slat*, in Gegenden bezeugt ist, in die Slawen nie gekommen sind und daß es ein deutsches *Schlatte* »Schilfrohr« gibt, mit dem er gewiß zusammenhängt. Aus jenem slawischen *slato* ließe er sich auch deshalb schon nicht herleiten, weil slawisches anlautendes *s* im Deutschen entsprechend der Natur der in Betracht kommenden Laute in älterer Sprache regelmäßig durch *z*, nicht durch *s* oder *sch* wiedergegeben wurde. Man denke an das Verhältnis von deutsch *Zobel* zu russisch *sobol* oder an die Ortsnamen *Zlabings*, *Zlatnik* gegenüber tschechisch *Slavonice*, *Slatinice*.

Seine Erklärung von *Schlatt* hindert übrigens Schiffmann nicht, auch den Namen »auf der Alten« einer Flur, die sich vom Pernholz und von Blumau bis zur Mühl hinzieht, aus demselben Grundwort zu deuten. Da der Boden dort teilweise noch sumpfig ist, besteht für ihn »kein Zweifel«, daß das Wort *Alten* aus windischem *Slatina*, von *slato* »Sumpf«, entstanden sei. Die Deutschen hätten aus *Slatina* zunächst *Zlatin*, weiter (warum?) *Zalten* gemacht und schließlich *Alten*, weil sie *z* als das Vorwort *z'* = *ze* aufgefaßt

hätten. Das geht deshalb schon nicht, weil *Allen* kein Siedlungs- sondern ein Flurname ist und die in Betracht kommenden Deutschen im Gegensatz zu Schiffmann Sprachgefühl hatten und sowenig *z'Allen* sagen konnten, wie wir *z' Schmelz* oder *z' Freiuung* sagen können statt *auf der Schmelz*, *auf der Freiuung*. Nebenbei bemerkt, erklärt sich das Wort *die Allen* sehr einfach und als gut deutsch. Schon Schmeller verzeichnet ein *alden* »Furche«. Dieses Wort, das schriftdeutsch *die Alte* lauten würde, ist das bekannte gemein-germanische Wort *aldon* »längliche Vertiefung, Mulde«. Daß *die Allen* moorig ist, hängt jedenfalls damit zusammen, daß es sich bei ihr wirklich um eine Bodensenkung handelt.

Noch verstiegener sind Schiffmanns Ausführungen über den Namen des Flusses *Mühl*, alt *Muhila*. Er bezieht sich nach ihm ursprünglich auf ein Plateau, das nach dort befindlichen Grabhügeln — slaw. *mogyla* ist »tumulus« — benannt worden sei. Zwar finden sich dort keine solchen, es ist auch der Name *Mühl* für dieses Plateau nicht belegt, es ist auch nicht einzusehen, wie nach Grabhügeln, wenn sie da wären, das Gelände auf dem sie stehen »Grabhügel« heißen und dieser Name ohne weiteres — was es sonst nicht gibt — zu einem Flußnamen werden könnte. Gegen den ihm in wohlwollendster Form gemachten Einwand, daß in den von den Slawen übernommenen Namen immer slawisch *g* durch deutsch *g* wieder gegeben werde, beruft er sich in einem Nachtrag zu seinem Buch auf das im Mühlviertel sich angeblich auch sonst bemerkbar machende Tschechische, wo das Wort *mohyla* laute, und meint, »man müsse, wenn man rezensiere, außer den Lautsubstitutionsregeln auch noch verschiedenes andere wissen«. Selber hat er also sichtlich keine Ahnung davon, daß der Übergang von *g* zu *h* im Tschechischen eine ganz junge Erscheinung ist, wie sich ja in Namensformen wie *Prag*, *Königgrätz*, *Göding* u. a., die überall noch tschechisch *g* für die Zeit der Entlehnung ins Deutsche voraussetzen, deutlich zeigt. Ein Versuch, ihm zu helfen, misrät also völlig; er verstrickt sich nur noch tiefer in seine Hirngespinnste.

Auf die sehr vernünftigen Einwendungen desselben Rezensenten, des Lessiakschülers Dr. Ernst Schwarz, gegen den slawischen Ursprung des Floriankults, antwortet Schiffmann in der erwähnten Schrift mit dem Hinweis auf die Bezeichnung des Stiftes als *domus s. Floriani*, *Florianshus* in den ältesten Urkunden. Sie erkläre sich doch »ganz gewiß (!)« als Übersetzung eines volkstümlichen, auf slawischen Ursprung weisenden *Gad Florian*. Slawisten werden darüber den Kopf schütteln und nicht ahnen, was dabei gemeint sei. Es kommt tatsächlich in der mundartlichen Form zwar nicht von *St. Florian*, aber in der von *St. Agatha*, *St. Ulrich* und anderen Ortsnamen ein *Gad* an der Stelle von *Sankt* vor. Dieses *gad* führt Schiffmann auf ein tschechisches *chata* »Hütte« zurück, eine Erklärung, die entschiedenst abgewiesen werden muß, weil daraus kein *gad* lautlich abgeleitet werden könnte, weil ferner im Slawischen selbst solche Bildungen mit *chata* fehlen und weil schließlich ein Ortsname »Hütte Agatha«, »Hütte Peter« u. s. w. sinnlos wäre und allem Sprachgefühl widerstritte, also nicht in Betracht käme, auch wenn jenes *gad* nicht von Dr. Walther Steinhäuser (Deutschöstr. Tageszeitung vom 1. Juli 1923) einleuchtend erklärt worden wäre aus einer Verschmelzung von *ga* (mundartliche

Entwicklung aus mhd. *gein* »gegen«) und *t* von *sant* (*sankt*), das sich zunächst mit dem Heiligennamen verbunden hat. So heißt denn auch ein *St. Ulrich* bei Neusiedl an der Zaya in Niederösterreich im Volksmund *Duarai* aus (*San*)*t* *Volreich*.

Um aber auf jenes *domus s. Floriani* zurückzugreifen: bedarf eine solche Bezeichnung eines Stiftes überhaupt noch einer Erklärung und birgt sie ein Rätsel? Geht doch auch unser *Dom*, älter *Thum*, mhd. ahd. *tuom*, ebenso wie frz. *dôme* und ital. *duomo* auf ein lat. *domus* in der besonderen Bedeutung »Kirche, deren Geistliche ein Kollegium oder ein Stift bilden« zurück und so etwas gab es doch wohl in St. Florian.

Da ihm die Sankt-Namen, wie oben erwähnt, und umsomehr die Gad-Namen auf Slawen hinweisen, gewinnt so Schiffmann schon eine erkleckliche Anzahl slawischer Heiliger, die dann noch verschiedenen anderen Zuzug erhält.

Zu ihnen gehört nach ihm auch der hl. Severin, denn seine Betzelle in Innstadt-Passau heiße im Volksmund *Zifrein* und, »daß hier ahd. *s* stimmhaft auftritt, weist auf Übernahme des Namens aus slaw. Munde«, behauptet er, ohne sich des Unsinns bewußt zu werden, den er ausspricht. In *Zifrein* ist nämlich das *Z*, d. i. *t* + *s*, nichts weniger als ein stimmhafter Laut; aber auch ein slawisches *z*, also in diesem Fall ein stimmhafter Laut, ist in einer slawischen Form des Heiligennamens nicht zu erwarten und von Schiffmann nicht belegt. Es kommt ihm aber auf den Anlaut im Grunde gar nicht an, denn an anderer Stelle führt er auch den Namen *Siferein* eines Bauernhauses in der Gemeinde Kirchberg im Bezirk Neufelden unter den slawischen Namen an und begründet das an dieser Stelle durch Berufung auf »die slaw. Form *Siverin* für *Severin*«, die er sich zu diesem Zweck frei erfindet. Der Appetit kommt ihm also sichtlich beim Essen. Daß *Siferein* nicht slawisch vermittelt sein kann, zeigen jedem Sachkundigen auch die Laute. Denn nur im Deutschen, wo neben *Erde* eine Ableitung *irden*, älter *irdān*, steht, nicht im Slawischen lag ein Anlaß vor, hier den Stammvokal *e* zu *i* zu wandeln. Daß umgekehrt den Slawen, wie ja zu erwarten ist, der Heiligennamen durch deutsche Vermittlung zukam, zeigt deutlich der tschechische Ortsname *Šibrina* auch in seinem Konsonantenstand, der das ältere als ein *sch*-Laut gesprochene deutsche *s* und ein stimmhaftes deutsches *f*, *v* voraussetzt wie *bažant* aus mhd. *fasant* oder *Zibrid* aus *Sifrid*. Nebenbei sei noch bemerkt, daß Schmeller anführt: »Sifrei~, Sanct Sifrei~ (— —), Severin; (Passau)«. Also auch dort ist die Form *Zifrein* nicht die allein herrschende und die Frage, wie sie entstanden ist, wird niemandem, der bereits das Nebeneinander von *Duarai* und *Sankt Ulrich* kennt, Kopfzerbrechen verursachen. Es ist offenbar das *t* von *Sankt* an das folgende anlautende *s* des Heiligennamens angetreten und *t* + *s* ergibt *z*.

Der heilige Florian befindet sich also bei Schiffmann in größerer und guter Gesellschaft. Denn es haben nach ihm »in Passau die früher durch die Reste der romanischen Bevölkerung aufrecht erhaltene Tradition von dem Apostel Ufernorikums seit dem 8. Jahrhundert Slawen fortgeführt«. Es gibt für ihn auch noch eine Menge anderer eigentümlich slawischer Heiliger; ja im Ganzen spielen ihm die Slawen im Lande bei der Christianisierung »eine gewisse führende Rolle«.

Daß gegen die slawische, im besonderen windische Herkunft der zahlreichen von Schiffmann als slawisch in Anspruch genommenen Patrozinien seitens der Volkskunde die schwersten Bedenken bestehen, hat jüngst Leopold Höfer in dieser Zeitschrift gezeit.

Die Sache hat aber auch ihre rein geschichtliche Seite. Es muß untersucht werden, wieweit Windische als Träger einer besonderen christlichen Kultur und Verbreiter einer solchen in Oberösterreich, so wie sich Schiffmann das denkt, historisch möglich sind und überhaupt in Betracht kommen können.

Oberösterreich ist nach der Völkerwanderungszeit von Westen her vom Beginn des 6. nachchristlichen Jahrhunderts an durch Baiwaren, Baiern, besiedelt worden. Von Osten her drang, gegen Ende desselben Jahrhunderts einsetzend, eine slawische Welle in das zumeist ödligende Land ein. Beide Ströme begegneten sich in ihren Ausläufern, schoben sich ineinander und der stärkere und nachhaltigere bairische überflutete schließlich auch den slawisch gewordenen, aber nur dünn besiedelten Boden mit dem Endergebnis daß das ganze Land zu einem deutschen und bairischen wurde. Mit der deutschen Landnahme ging das Bekehrungswerk Hand in Hand; die Slawen sind dabei lediglich der empfangende Teil, später christianisiert und in ihrem Christentum ganz von ihren deutschen Nachbarn und Herren abhängig.

Schiffmann, der den slawischen Anteil an den topographischen Namen in einer als Slawomanie zu bezeichnenden Art überschätzt und slawische Zwangserklärungen für Ortsnamen auch in Gegenden gibt, die nie eines Slawen Fuß betreten hat, hält auf der anderen Seite die oberösterreichischen Slawen für ins Land gezogene, wesentlich windische Holzarbeiter. Keine Quelle legt eine solche Vermutung nahe und schon Dr. Anton Pfalz hat in einer trefflichen Besprechung des Schiffmann'schen Buches im laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift S. 13 mit Recht darauf hingewiesen, wie unwahrscheinlich es ist, daß zur selben Zeit, als die Steiermark, Kärnten, Niederösterreich, das Gottscheer-Land und das Pustertal von Baiern besiedelt und in Kulturland verwandelt worden ist, nach Oberösterreich Slawen gerufen worden seien, um das Land urbar zu machen.

Diesen angeblich im 8. Jahrhundert hereingerufenen slawischen Holzarbeitern schreibt Schiffmann aber sogar eine eigenartige christliche Kultur mit besonderen Kirchenheiligen zu. Sie haben später in ihrer windischen Heimat Floriankirchen. Die sind ihm das Ältere und ursprünglich wohl einem afrikanischen Märtyrer dieses Namens geweiht. Diesen Florian hätten sie in die Gegend von Lorch mitgebracht und dort sei er, über dessen Herkunft sich bereits Dunkel gebreitet gehabt hätte, wahrscheinlich von einem fränkischen Missionär lokalisiert worden. Ein neuer Märtyrer auf bayrischem Boden sei aber für jene Zeit ein köstlicher Gewinn gewesen und auf die erste Kunde hin sogleich verbucht worden. »Die Begierde«, bemerkt er, »von dem Märtyrer näheres zu wissen, befruchtete die Phantasie. In den Dom- und Klosterbibliotheken gab es literarische Muster und vom antiken Lauriacus waren damals noch genug Inschriften vorhanden, so daß man, um die nötigen Namen mit dem *princeps officii* nicht verlegen war. So entstand die *Vita*.« Woher der heilige Leichnam stammt, der ebenfalls für den Anfang des 9. Jahrhunderts als in St. Florian bestattet bezeugt ist, darüber äußert Schiffmann keine Vermutung. Aber es kommt auf diesen auch schon nicht mehr an.

Gegenüber allem anderen, was hier den christlichen Glaubensboten zugemutet wird, wäre die Beschaffung der »Reliquien« eine verhältnismäßig leichte Aufgabe gewesen.

Dieses ganze Schiffmann'sche Phantasiegebäude müßte aber selbst unter der Voraussetzung, daß es ins Land gerufene Slowenen gegeben habe — was wir gar nicht zugestehen — zusammenbrechen, weil ihm die Chronologie die Stützen entzieht.

Die Karantanen, Windischen oder Slowenen treten in der Geschichte zuerst 595 nach Christus in Erscheinung und stehen, wie bestimmt nachzuweisen ist, zunächst in Abhängigkeit von den Awaren. Dieser entzogen sie sich um 745, indem sie bayrischen Schutz suchten und die bayrische Oberhoheit anerkannten. Nun konnte das Werk ihrer Bekehrung einsetzen, das 772 nach Niederwerfung einer heidnisch-völkischen Erhebung fortgeführt und schließlich durch Karl den Großen zum Abschluß gebracht wurde.

Andererseits ist der oberösterreichische St. Florian für das 8. Jahrhundert sicher schon vorauszusetzen. Das ergibt sich aus den ersten Zeugnissen für ihn und wird auch von Schiffmann nicht bestritten. Früh muß er auch schon in hohem Ansehen gestanden haben; denn bereits im Jahr 811 hat eine Guts-herrin Liutswint für den Todesfall ihren Besitz in Mattiggau dem heiligen Florian vermacht.

Wie unglaublich rasch müßte da — abgesehen von der erforderlichen geradezu journalistischen Findigkeit — in der ihm gegebenen Zeit der fromme Betrug gearbeitet haben, dem wir den Lorcher Märtyrer verdanken sollen! Jeder Verständige sieht auch, daß im 8. Jahrhundert slowenische Holzarbeiter als christliche Kulturträger und -Verbreiter völlig undenkbar sind. Sie passen nicht in den Rahmen der Geschichte. Und es ist der Gipfel des Unsinnns, anzunehmen, daß eine sonst durch nichts auch nur wahrscheinlich zu machende Einwanderung von Karantanen, die bestenfalls halbbekehrt sein konnten, Elemente christlichen Kultes ausgerechnet einer Gegend mit Jahrhunderte altem bodenständigen Christentum zugeführt habe. Wenn sich bei den Windischen später Floriankirchen finden, ist das selbstverständlich von Haus aus der oberösterreichische St. Florian, den die Baiern ihnen gebracht haben, und nicht umgekehrt.

Das muß mit Entschiedenheit auch gegenüber der Auffassung betont werden, die Julius Strnadt in seiner Schrift »Legenden vom heiligen Florian«, Linz 1905, S. 18 ff. vertreten hat.

Strnadt meinte, daß der St. Florian von Lorch, wenn er wirklich in Lorch den Märtyrertod erlitten hätte und dort seit alten Zeiten verehrt worden wäre, in der Diözese Passau zahlreiche Kirchen gehabt haben müßte. Aber wie viele Kirchen hat es dort vor der Zeit, für die der Heilige zuerst bezeugt ist, überhaupt gegeben? Daß er als Kirchenpatron auch bei den sicher viel zahlreicheren späteren Kirchengründungen in den nördlichen Alpen schlecht abschneidet, zeigt schon, daß ein Schluß, wie der Strnadts, nicht berechtigt ist. Welche Umstände die Wahl der Kirchenheiligen bestimmten, entzieht sich vielfach unserem Urteil. Gelegentlich mag gerade der Mittelpunkt eines Heiligenkultes durch sein Ansehen in seinem Umkreis es widerraten haben, mit ihm durch das gleiche Patrozinium gewissermaßen in Wettbewerb zu treten. Aber auch der Satz »nemo profeta in patria« kann hier gelten. Wie

immer es sich erklären mag, daß im Bereich des Erzbistums Aquileia die Florianskirchen sich häufen, ist deren Florian doch sicher kein anderer als der Lorcher Florian und es war ein wenig glücklicher Gedanke Strnadts, diesen als einen anderen ausgeben zu wollen. Gerade bei der großen Zahl seiner Kirchen müßten wir dann über eine anderweitige Herkunft etwas wissen.

Strnadt meint freilich: »In Oberitalien wird der heilige Florian als Patron gegen Feuer angerufen, doch hatte man keine eigene Legende von ihm, weshalb nachmals die Legende vom Lorcher Florian auf ihn angewendet wurde. Der Feuerpatron ist also auf südlichem Boden zuhause, hier ist seine intensive Verehrung seit alter Zeit nachweisbar. . . Daß der Lorcher Florian nunmehr als Feuerpatron gilt, obwohl er im Wasser umgekommen sein soll, ist ein auffälliger Fingerzeig, daß diese Eigenschaft auf ihn von einem fremden Heiligen übertragen worden ist«.

Dagegen ist zu sagen, daß sich gerade die Eigenschaft des Lorcher Heiligen als Feuerpatron, näher besehen, sehr einfach aus seinem Martyrium erklärt. Denn das Begießen von Menschen mit Wasser, ihr Baden oder ihr Herabstürzen von der Brücke ist ein der Volkskunde bekannter sehr verbreiteter Regenzauber. Bei heidnischen Völkern nimmt er geradezu den Charakter von Menschenopfern an und so wird wohl mit Recht von Mannhardt auch das von Tacitus berichtete Ertränken der beteiligten Sklaven nach dem Nerthus-Umzug gleich dem vorausgehenden Bad der Göttin als Regenzauber gedeutet. Es handelt sich dabei um Kultgebräuche, die sich an den Frühlingsinzug, an den 1. Mai oder an Pfingsten knüpfen; umso eher mußte der Heilige, dessen Martyrium auf den 4. Mai angesetzt wurde, mit ihnen in Verbindung gebracht werden.

St. Florian hat also mit dem Feuer zwar nicht unmittelbar etwas zu schaffen, er ist aber ein Nothelfer gegen Feuer, er bändigt dieses Element, wie das ja auch seine Darstellungen deutlich zum Ausdruck bringen, durch ein anderes, durch das Wasser. Man mochte sich ursprünglich von ihm oder seiner Fürbitte erwarten, daß ein Regenguß die aufzüngelnden Flammen lösche oder doch andere Häuser vor dem Umsichgreifen des Brandes schütze.

Wie so oft in den volkstümlichen Formen unseres Katholizismus ist also auch hier Heidnisches und Christliches verschmolzen. Aber gegen solch harmlosen »Aberglauben« könnten höchstens Zeloten oder kurzzeitige Aufklärer zu Feld ziehen. Mögen darum unsere Bauern die Bilder des heiligen Florian, der seinen Wassereimer über ein brennendes Gebäude ausgießt, diese Bilder, die auch mit zu unserer süddeutschen Heimat gehören, getrost an der Wand ihrer Häuser belassen.

Und auch die Patres des altehrwürdigen Stiftes an der Enns sollten sich durch die Frage nach dem Alter und geschichtlichen Wert der Florianlegende den Schlaf der Nächte nicht rauben lassen. Diese Frage hat vom volkskundlichen Standpunkt geringeres Interesse und es wäre deshalb unangebracht, hier länger bei ihr zu verweilen. Nur soviel sei bemerkt, daß sie noch nicht als entschieden gelten kann. Doch findet sich hoffentlich bald — was nach meinem Gefühl noch nicht der Fall war — ein wirklich Sachverständiger, der sine ira et studio an sie herantritt und zunächst untersucht, ob man alles das, was in der Geschichte des Heiligen steht, im 8. Jahrhundert

noch wissen konnte oder nicht. Ehe das geschehen ist, wird man gut tun, Worte, die den Begriff »Fälschung« ausdrücken, zu vermeiden.

Sicher aber ist heute schon, daß mit der Einführung des Floriankultes in Oberösterreich die Slawen nicht das geringste zu tun haben können. Das hat sich uns einwandfrei erwiesen.

Im Mittelhochdeutschen ist das Wort *Wint* doppelsinnig, da es sowohl »Wind« als auch »Windischer« bedeuten kann. So werden wir also zwar nicht vom heiligen Florian, aber von dem was Schiffmann über ihn geschrieben hat, ein Wort Walthers von der Vogelweide gebrauchend, sagen dürfen: *daz ist gar ein wint.*

Die Kulturgeschichte der Rauchstuben.¹⁾

Eine kritische Betrachtung von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Die Kulturgeschichte der Rauchstuben — ich muß gestehen, daß dieser Titel, den der wohlbewanderte Volksforscher V. Geramb seiner Arbeit gibt, mich eigentlich erst veranlaßt hat, mit seiner aus umfassenden Studien gezogenen Abhandlung mich kritisch auseinanderzusetzen, wobei für alle außer einer unmittelbaren Stellungnahme liegenden Daten auf meine Gesamtdarstellung des europäischen Hauswesens in einer demnächst erscheinenden Zusammenfassung »Alteuropa in der Volkskunde« in der Illustrierten Völkerkunde (III.) verwiesen sei.

V. Gerambs Arbeit stellt einleitend den Dank fest, den der Autor Gedankengängen und Grund-Sätzen K. R h a m m s schuldet, kommt aber — zum Teil auf folgerichtigeren Wegen sie aufnehmend — zu einem völlig anderen Ergebnis (S. 1). Während Rhamm auf Grund der Übereinstimmungen des ostalpinen Rauchstubenhauses mit Nord- und Osteuropäischen Wohnstubenformen, sie für ein ostgermanisches Erbe aus der Völkerwanderungszeit ansah, sucht sie Geramb als eine aus einem selbständigen nordosteuropäischen Rauchstubenkulturreich (Skandinavien—Rußland) stammende Wohnform zu erweisen, die die Alpenslawen in ihren Grundzügen fertig (S. 52 u. S. 62) bereits bei ihrer Einwanderung innerhalb ihrer Siedlungsgrenzen aufgerichtet hätten. Dabei hätten sich dann später in der Berührung mit Herdhäusern, beziehungsweise Küchen-Stubenhäusern der deutschen Siedler überlieferungsgemäße Veränderungen der Heizstelle ergeben und die deutschen Siedler wären in die Rauchstube geistig hineingewachsen, was sich, von ein paar Verbesserungen abgesehen, nur in der Namensbegabung schärfer fassen läßt.

Der erste der Definition, Ausbreitung u. s. w. der Rauchstube gewidmete Teil führt insofern zu einem belangreichen Forschungsergebnis, als Geramb nicht nur den nicht seltenen Gebrauchswechsel von alten Badestuben zu bewohnten Rauchstuben nachweisen konnte, sondern auch einzelne Häuser aufzeigt, bei denen eine Rauchstubenzelle in Blockbau durch eine, zum Flur gewordene, über dem Türsturz nur verschalte, sonst bis unter das Dach offene Laube mit einer Kammer zu einem »Doppelhause« gestaltet wurde. H. W o p f n e r hat neuerdings eine solche Zusammenfügung, und zwar mit einer Scheuer auch für Osttirol nachgewiesen, Formen, die tatsächlich der

¹⁾ Dr. V. Geramb. Die Kulturgeschichte der Rauchstuben. Ein Beitrag zur Hausforschung. S. A. Wörter u. Sachen. IX. Heidelberg 1924.

Bildung des großrussischen Hauses und skandinavischer Bautypen entsprechen. Die Grundform des einzelligen Hauses mit Giebellaube kommt aber immerhin auch an einfacheren Baulichkeiten der romanischen Schweiz vor, sie fehlt aber auf der vermutlichen Wanderstraße der Alpenlawen gänzlich. Geramb geht nun vor allem in die Untersuchung des Rauchofens als des wichtigsten Teiles der Rauchstube ein und postuliert einen unbedingten Zusammenhang zwischen den Rauchstubenöfen Nord- und Osteuropas und den der Ostalpenländer. Nun sieht Geramb für die Entstehung dieser Einrichtung aber nur zwei Möglichkeiten (S. 16). «Entweder jene ost- und nordeuropäische Feuerstätte ist aus dem ältesten westlichen Ofen, den wir kennen, nämlich aus dem langobardischen Kachelofen des 7. nachchristlichen Jahrhunderts, hervorgegangen oder er hat sich, unabhängig von diesem, in einem eigenen östlichen Kulturkreis entwickelt».

Der »Kachelofen« scheidet nun gewiß hier von vorneherein aus, schon weil die technologische Sachforschung sich über die Stellung dieser aus 250 und mehr »Kacheln« gebauten langobardischen Öfen nur insofern klar ist, als sie kaum etwa Ahnen unserer Öfen mit bodenrecht gestellten Töpfen gewesen sind.¹⁾ Die obige Alternative ist aber von vorneherein unrichtig aufgestellt und darum unfruchtbar. Die einfacheren Kuppelöfen Osteuropas wie auch die nach Geramb am weitesten verbreitete Gruppe des Rauchofens a) tonnengewölbt mit prismatischem Körper, b) mit einer Herdbank davor, c) mit Rauchhut darüber, entsprechen vollkommen nicht nur westeuropäischen Backofenformen seit dem Mittelalter, sondern vor allem denen der älten klassischen Mittelmeerwelt.

Wenn demgegenüber Geramb S. 38 die Behauptung wagt: «Was wir im Mittelmeergebiet an frühen Badeeinrichtungen, aber auch an Öfen (Töpferöfen) und Backvorrichtungen (sic!), . . . antreffen, ist so wesentlich anders geartet, daß eine Herkunft unserer peč. (das ist des in Rede stehenden Rauchofens) von dieser Seite her wohl als ausgeschlossen gelten kann«, so kann ich — der bienenfleißige Forscher nehme es nicht übel — das nur auf eine «Studien-grenze» bei ihm beziehen. Tatsächlich hat L. Niederle (Slovanské starožitnosti II/2 S. 840 ff., 856 ff.) diesen Vergleich längst angebahnt. Es ergeben sich aus den Bodenfunden auch sonst für die älteren Zeiten sehr belangreiche Dinge, so daß von der Linie Prag, Potsdam, Küstrin ostwärts in der Tat anscheinend schon seit dem 2. bis 4. Jahrhundert in und außerhalb von Grubenwohnungen kleine gekuppelte und in Podolien auch kistenförmige Öfchen belegbar sind, daß im 9. Jahrhundert größere Kuppelöfen wie die glatt ausgesteinte Bodenfläche mancher Stücke erkennen läßt, sicher als Backofen gedient haben (a. a. O. S. 844). Niederle denkt bezüglich aller dieser Typen gewiß mit Recht an einen schon seit der griechisch-sarmatischen Zivilisation wirksamen Kultureinfluß des Mittelmeeres, beziehungsweise der Römer. Da auch dieser Autor westliche Funde dieser Art noch nicht anzugeben vermag, sei darauf hingewiesen, daß genau in der gleichen Zeit, (ca. 2. Jahrhundert) genau dieselben Backöfen auch auf der Saalburg im Taunus (Römersiedlung) nachgewiesen sind und daß dortselbst auch Kochöfen vermutet werden. Kiekebusch, der Ausgräber der von Geramb heran-

¹⁾ Ein normaler »Ruabnhafen«, wie ich selbst einen aufführen half, benötigt etwa 60 Wölbttöpfe.

gezogenen Küstriner Öfen, nimmt auch hier, meines Erachtens gewiß mit Recht, römischen Einfluß an.

Stützen also die von Geramb nicht herangezogenen Funde auf russischem Gebiet trotz mittelländischer Beziehungen in vieler Hinsicht die Theorie der relativ älteren Ofenentwicklung in Osteuropa, so auch darin, daß diese Öfchen oft nur als einzige Feuerstelle erscheinen, daß Topfscherben in ihnen gefunden wurden — was für das Kochen im Ofen spricht — so handelt es sich doch andererseits bis zum 9. und 10. Jahrhundert um ausgesprochene Kleinformen, neben denen auch offene, manchmal umrandete Feuerstellen im Gebrauch blieben. Die Häuser selbst sind eingetiefte ein- oder mehrzellige Grubenwohnungen, ab und zu mit Laubenansätzen, die aber keine wandrechte Giebellaube erkennen lassen, die Innereinteilung zeigt alles andere als die von Geramb S. 62 postulierte Rauchstube. Dagegen fühle ich mich angesichts der von Niederle gegebenen Skizzen und Risse doch stark an die mit Steinbänken und mit einem kleinen Back- und Kochöfchen (upretnjak) ausgestatteten Kučas erinnert, die ich im Gebiet von Rijeka in Montenegro antraf.¹⁾ Alpenländische Rauchstuben sind sie alle zusammen nicht. Da aber stattlichere Öfen in Rußland erst seit dem 9. bis 12. Jahrhundert etwa erscheinen (Vergl. Niederle Taf. LIV) (noch immer neben Kleinformen!) so liegt die Sache mit dem osteuropäischen alten Ofenkreis einerseits, der Rauchstubenkultur andererseits wohl keineswegs so einfach, wie Geramb meint, umsomehr als die aufgedeckten Öfen, wenn die Konstruktion richtig wiedergegeben ist, keinesfalls Dampfbadeöfen sind, wie sie Geramb im ganzen Nordosteuropa aus »Erdöfen« hervorgehen läßt. Geramb deutet den Ausdruck »καφίς« bei Herodot gelegentlich der Schilderung der sythischen Dampfbäder sehr ansprechend mit »Erdofen« und schließt auf einen daraus weitergebildeten alten Badofenkreis. Wie kommt nun Geramb aber, von dieser Annahme abgesehen, zur zeitlichen und örtlichen Umschreibung seines Rauchstubenkulturkreises? Er stützt sich da einerseits auf einen Berichterstatter des 10. Jahrhunderts, den Reisenden Ibrahim ibn Jakub, und sucht ihn ferner indirekt aus vermutlich slawischen, beziehungsweise osteuropäischen Besonderheiten der alpenländischen Rauchstube (Kochen im Ofen) als vor der Abwanderung der Alpenlawen bestehend zu erweisen.

Geramb wertet dabei den fraglichen Bericht zunächst (S. 17) so aus, daß er auf ihn gestützt erklärt, »daß die Slawen schon damals allgemein in Holzhäusern mit einem Ofen wohnten, an dem sie sich ihr Dampfbad bereiteten« — man darf aber wohl nur von einem allgemein gefaßten Bericht über die »Slawen« sprechen — S. 33 aber fragt er: Wo bei den Slawen hat Ibrahim ibn Jakub im Jahre 973 n. Chr. diese Einrichtung gesehen und den Namen itba gehört? Die Antwort darauf finden wir a. a. Ort bei Wattenbach: An den slawischen Hofstätten für Mecklenburg und Prag! . . .«

Trotz eines Vordersatzes, der Bericht sei ein prächtiger Beweis dafür, »daß unser Kulturkreis 973 n. Chr. schon bis dahin gereicht haben muß«, halte ich ein derartiges Schwanken in der Interpretation, wo doch der fertige Kulturkreis ohne Heranziehung jenes Berichtes direkt erst zu be-

¹⁾ Erg.-Bd. dieser Zeitschr. XII, S. 8 f, Taf. II.

weisen ist, für ein sehr fragwürdiges Unternehmen, umso mehr als Geramb ohne technologisch zureichenden Grund dabei den Ausdruck »Herd mit Steinen« mit »Ofen« nur interpretiert!

Ich habe in dem erwähnten Bericht nie etwas anderes als eine auf die Nordwestslawen auszuwertende Überlieferung gesehen und pflichte Geramb vollständig darin bei, daß hieran die Ausstrahlung des Wortes »itba« anknüpft, doch stelle ich die Sache, das ist die Stube selbst, in eben demselben Verhältnis dazu wie später die Kachelstube zum Worte szoba. Der Einrichtung der slawischen Wohnung dürfte dagegen meines Erachtens bis zum 10. Jahrhundert am ehesten der der heutigen montenegrinischen »Kuča« (des ältesten Hausraumes) geglichen haben, oft war sie noch einfacher, oft durch oströmische Kulturbeziehungen reicher gestaltet.

Bei L. Niederle findet man dazu, daß eine von Geramb (im Anschluß an U. T. Sirelius) auf die Mordwinen bezogene Stelle Ibn Dasta's (10. Jahrh.) betreffend das Heizen der Häuser durch Übergießen heißer Steine, also eine höchst primitive Sitte, an der Spitze die Ortsbezeichnung »Im Lande Grvab« trägt, was nach Niederle »Kroatien« ist (a. a. O. S. 695).

Was nach Geramb's Darlegungen nun aber noch in diesen Zusammenhang gehört, beziehungsweise wesentlich für ihn spricht, wäre vor allem die seinerzeitige geographische Verbreitung der Rauchstuben in den Ostalpen, die Geramb im Westen und Norden als übereinstimmend mit der der einstigen slawischen Ausbreitung angibt.

Bezüglich dieser Nordgrenze hat es mich nun aber sehr befremdet, daß hier Geramb mit keinem Wort mit der 1915 in dieser Zeitschrift erschienenen Arbeit A. Dachlers über die alte bäuerliche Beheizung in Oberösterreich sich auseinandersetzt. Es heißt dort (S. 53 ff.): »Zunächst finden wir in gebirgigen Teilen um den Attersee und im nordwestlichen Mühlviertel, wenn auch nur selten oder in der Erinnerung älterer Leute, Häuser mit gewesenen Rauchstuben . . . Sie sind auch im nordwestlichen und südlichen Niederösterreich . . . vorhanden«. Das ist keine vereinzelte Feststellung. Landeskonservator Dr. Oberwalder (Linz) hat mir ganz spontan einmal gleichfalls von seinen überraschend häufigen Beobachtungen von Rauchstuben im Atterseegebiet, Innviertel u. s. w. erzählt. Daran schließt sich die Nachricht aus Butzbachs Wanderbüchlein (1490–1497) von Rauchstuben aus dem nördlichen Böhmen.¹⁾

Da zudem aus dem östlichen Böhmen das Vorhandensein der hohen osteuropäischen Schlafbühne noch in der Gegenwart nachgewiesen ist (Rhamm a. a. O., S. 179), so ist es wohl keine allzukühne Induktion, wenn man den Kulturkreis der Rauchstube in den Alpen im Süden und Westen zwar bei den von Geramb angegebenen Grenzen beläßt, im Norden aber stetigen Übergang über die bajuvarischen Donaulandschaften (vergl. A. Dachler S. 54 f.) bis in die Sudetenländer annimmt. Damit bekommt das Problem ein gänzlich anderes Gesicht, und es ergeben sich daraus die Rauchstube selbst angehende Möglichkeiten parallel der von Geramb angenommenen westlichen Ausstrahlung des Wortes itba, ferner bezüglich der meines

¹⁾ K. Rhamm Urzeitl. Bauernhöfe II. S. 96. Niederle, a. a. O. S. 746.

Erachtens aufrecht zu erhaltenden Gleichung mhd. *turniz-dvornica* u. s. w., die auch die ständischen Verhältnisse damaliger Zeit beleuchtet. Ist die Rauchstube also vielleicht westslawisch? Auch das nicht! »Itba« ist jünger als »stuba«.

Das deutsche Badewesen möchte ich aber nicht, wie Geramb es will, einem ausgesprochen nordosteuropäischen Kulturkreis zuweisen, dies umso weniger, als die spätere Zeit auch Dampfbäder mit heißen Steinen, die in den Badeöfen gelegt wurden, hitzte, (A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrh. S. 68, Fig. 81.) — eine recht bemerkenswerte Kulturüberschichtung — nirgends aber meines Wissens — auch in den Alpen — gekuppelte Steinöfen wie im Osten u. s. w. anwendete. Abgesehen davon, daß das Hitzen des Wassers mit heißen Steinen wie noch spät auf außerklassischem Volksboden seit vorgeschichtlicher Zeit wohl als gemeineuropäisch angesehen werden darf, verdient diesbezüglich auch eine meines Wissens kaum noch in Diskussion gezogene Bemerkung Strabos (III 6) besondere Beachtung. Er sagt bei Erwähnung der Lusitanier ausdrücklich: »Sie sollen sich der Dampfbäder mittels heißer Steine bedienen«. Das wirft doch wohl auch auf das spätlat. **extufa* ein besonderes Licht, umso mehr als die Spanier des Entdeckungszeitalters die Schwitz- oder Dampfbadstuben der Indianer in Neu-Mexiko ohneweiters »*estivas*« taufte. Sollen wir nun, was ich für einen durchaus logischen Vorgang halte, einerseits die Ableitung von **extufa* > *stuba* festhalten, andererseits von den späteren volkstümlichen Badegewohnheiten auf deutschem Boden auf die der stammhaften Vorväter schließen, so setzte sich bei den Römern in den westlichen Reichsprovinzen, wahrscheinlich auf Grund dort heimischer Badegewohnheiten, mehr und mehr der Ausdruck *extufa* durch.

Die Germanen richteten ihre »Stuben« in Reichweite der römischen Zivilisation mit »Hypokausten«, beziehungsweise Hinterladern, in der Regel aber mit einem technologisch vom römischen Backofen abgeleiteten Vorderlader ein und gestalteten diesen Bautypus auch als Werktagen und Geselligkeitsraum aus, genau so wie im Osten der mongolische Kang von der Hypokaustenheizung der Hochkulturgebiete abgezweigt ist. Hier seine Beschreibung:

»Man trifft hin und wieder in der Mongolei, in den Gegenden, welche an China grenzen, Herbergen mitten in der Wüste, die eine ganz eigentümliche Einrichtung haben . . .

Zur rechten und linken Seite findet man einige kleine sehr armselige Zimmer, das übrige bildet nur einen großen Saal, der Alles in Allem ist, nämlich Küche, Speisezimmer und Schlafgemach. Die Reisenden werden gleich nachdem sie abgestiegen sind, in diesen überaus schmutzigen übelriechenden und von Rauch und Qualm geschwärzten Saal geführt, wo man ihnen einen langen und großen Kang anweist. Ein Kang ist eine Art von Ofen, der ziemlich drei Viertel des großen Gemaches einnimmt, etwa vier Fuß über den Boden sich erhebt und eine platte Oberfläche hat . . . An der Vorderseite sind drei mächtig große Kessel eingemauert, in welchen die Besucher ihre Speisen kochen. Die Öffnungen, vermittelt welcher man die Feuerung in diesen ungeheuren Ofen bringt, stehen mit dem Innern des Kang in Verbindung und die Hitze wird in demselben gleichmäßig verteilt . . .

Der Intendant der Kasse ladet jeden Reisenden, der in den Saal tritt, sogleich ein, auf den Kang zu steigen. Dort nimmt man an einem großen Tische Platz, dessen Füße fünf bis sechs Fuß hoch sind und schlägt die Beine übereinander, ganz so wie unsere Schneider bei der Arbeit . . . (Huc und Gabet: Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet « Leipzig 1855. S. 7.)

Sollen wir nun alle bisher bekannten sicheren Tatsachen vereinigen, so liegen die Dinge wohl so, daß die Alpenlawen mit einer kučaartigen Wohnung, der auch kleine Back- und Kochöfen im Wohnraume keineswegs mehr unbekannt waren, in den Alpen ihren Einzug hielten. Sie übertrugen, dort wo sie wie im Osten zahlreicher sassen, die zäh beibehaltene Gepflogenheit des Kochens im Ofen auch auf die bairischen Siedler. Diese, seit zirka zwei Jahrhunderten vertraut mit dem Badhaus, beziehungsweise der Badestube, brachten in dem an und für sich primitiveren Kulturgebiet ihren Wohnbau vielfach in Form von Badstubenkeuschen — deren Feststellung gleichfalls ein Verdienst der Gerambschen Arbeit ist — zur Ausführung, wobei man diese Wohnstuben mit den von der romanischen Zivilisation überlieferten Backöfen ausstattete, nicht ohne daß der westöstlich zurücktretende Einfluß Hallstatt- und Ta-Tènezeitlicher Herdausstattung sich bemerkbar gemacht hätte und nicht ohne Einfluß auch slawischen Herkommens auf die weitreichende Geltung des Vorderladerprinzips. Ähnlich sind die Dinge wohl auch bei den West- und selbst Ostlawen verlaufen. Nur bei einer solchen zunächst nur aus der Betrachtung der osteuropäischen Funde gewonnenen Einschätzung des Verhältnisses der Alpenlawen zur späteren Rauchstube scheint mir die ausgesprochen deutsche Namengebung an dieser verständlich zu werden. Der Hausbau und die Ofentypen samt Herdanlage, mit einem Wort, das typische Rauchstubenhaus der Alpen, ist nicht slawisch. Die Slowenen sind dann wegen der relativen Unzulänglichkeit ihrer altslawischen »Kuča« umso leichter zu der von den Deutschen erst viel später vorgetragenen Hinterladerheizung übergegangen und auch das gänzliche Fehlen der Rauchstube bei den Südslawen braucht dann nicht erst mit doch recht fadenscheinigen Gründen weg interpretiert zu werden. Auch in Nordeuropa (Skandinavien) liegen die Dinge ungleich komplizierter, als es etwa die von Geramb angezogene Arbeit W. Lunds (Wörter und Sachen 1921,) angibt.

Besonders merkwürdig ist hier in gewissen Gebieten die Errichtung von Öfen mit Herdvorsatz als Badestubenöfen, wo doch die »alten« Steinofentypen viel praktischer gewesen sein müßten, das Vorkommen des »antiken« Backofentypus (vergl. zu ihm auch Breviarium Grimani, in Wohnstuben usw. (Vergl. A. Nielsson; Åril, spis och ugn. Ymer 1906, S. 197 u. Fig. 20 a und b.)

Skandinavien verdankt zudem seine Backofen-Feis-Entwicklung seinen westlichen Beziehungen. Über den älteren Rauchofentypus wird somit gleichfalls kaum so bald abschließend im Gerambschen Sinne geurteilt werden können.

Zum Schluß ein paar methodische Bemerkungen.

Geramb stellt sich in seiner Arbeit methodisch im großen und ganzen auf den Gedanken ein, dem, wie er schreibt, R. Meringer in den Worten Ausdruck verlieh: »Das heutige Europa zeigt uns wenige aber ganz große Kulturkreise, und zwar solche, die von den Sprachen vollkommen unabhängig sind«. Das »vollkommen« möchte ich hier durch »relativ« ersetzen, im übrigen aber gleichfalls das methodische Auseinanderhalten von technologisch bedingter Sach- und philologisch abgegrenzter Sprachforschung sehr nachdrücklich vertreten, O. Lauffer hat in seiner sehr bemerkenswerten Rektoratsrede über

Deutsche Volkskunde und Altertumswissenschaft¹⁾ die Forderung einer auf sich selbst gestellten nicht hilfswissenschaftlich betriebenen Sachforschung bedeutsam hervorgehoben, nicht anders der wohlbekannte Feldforscher L. Rütimeyer, wenn er in einer vorzüglich bereicherten Zusammenfassung seiner Studien zur »Urethnographie der Schweiz« (Basel 1924) die Sachen vor die Wörter stellt. Das trägt vor allem die Forderung einer ganz Europa umfassenden technologischen Vergleichung unter Heranziehung namentlich der vorgeschichtlichen Denkmäler aller Gebiete in sich, eine Forderung, der die leidige Sprachzersplitterung Europas sehr entgegensteht; — aber ohne gesamteuropäische Einstellung — das ist mir aus Studien und Reisen zur Genüge klar geworden, nichts was sich als ein Stück europäische Kulturgeschichte erhärten könnte. Daß das flächenhafte Ausdecken eines »Kulturkreises« dabei ebenso wie seine zeitliche Festlegung eine Sache ist, die heute noch in den seltensten Fällen spruchreif ist, glaube ich auch aus der Gerambschen Arbeit entnehmen zu können.

Teuerungsmedaillen.

Mit einer Lichtdrucktafel und zwei Textabbildungen.²⁾

Von Dr. August Loehr, Wien.

Der bekannte Sammler Alexander Wolf in Eisenstadt besitzt zwei Medaillen, die gerade heute von Interesse sind, da sie sich auf die Teuerung vor ungefähr einem Jahrhundert beziehen. Das Jahr 1816 hatte wenigstens in Süddeutschland einen kühlen Sommer, es folgte ein warmer Winter und das Frühjahr 1817 zeichnete sich dann durch anhaltende und allgemein verbreitete Nässe aus, wodurch die Teuerung dieses Jahres bedingt erscheint. An dieses Hungerjahr 1817 sind an verschiedenen Orten Erinnerungszeichen geprägt worden. so in Arnstadt, Baden, Elberfeld, Erfurt, Fulda, Gotha, Coburg, München, Weimar und in Württemberg.

Die eine der beiden Medaillen, ein Jeton (Fig. 5), stammt aus der bekannten alten Prägeanstalt Lauer in Nürnberg und wurde von dem dort zwischen 1806 und 1840 wirkenden Medailleur Johann Thomas Stettner hergestellt. Dieser Jeton zeigt auf der einen Seite eine Mutter, welche wehmützlich auf ihre beiden Kinder blickt; das eine liegt kraftlos in ihrem Schoße, das andere umfaßt ihre Knie und hebt das Händchen bittend auf. Die Umschrift ist: O GIEB MIR BROD, MICH HUNGERT!

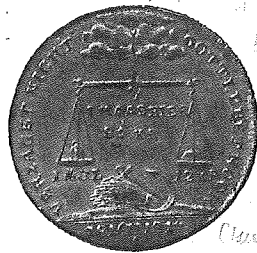


Fig. 5. Teuerungsmedaille aus Nürnberg.

Die Rückseite zeigt eine Wolke, in welcher eine Wage hängt; in der einen Schale ist ein Laib Brod, unter ihr der Preis 12 Kreuzer. In der

¹⁾ Hamburgische Universität; Reden, gehalten zur Feier des Rektorwechsels, 14. November 1922.

²⁾ Die Kosten für die Herstellung der Tafel und der Textzinkstöcke hat in freigebigster Weise Herr Alexander Wolf getragen, wofür hier der verbindlichste Dank zum Ausdruck gebracht wird. Die Schriftleitung.

anderen Schale liegt das Gewicht, unter ihr die Angabe desselben 1 Pfund, 3 Lot. Zwischen beiden liegt ein Anker auf einer Waizengarbe, als Bild der Hoffnung, die stets in widrigen Schicksalen den Unglücklichen beruhigt und seine Leiden mindert und die nun so schön in Erfüllung gegangen ist. Die Umschrift lautet: VERZAGET NICHT, GOTT LEBET NOCH.

Interessant ist nicht so sehr der häufig vorkommende Jeton selbst, sondern daß sich im Besitze des Herrn Wolf noch der alte Zettel mit der Erklärung des Jetons befindet, aus dem die Beschreibung entnommen ist. Es war früher allgemein üblich, solche Medaillen und Jetons mit einer Beschreibung auszugeben, diese Beschreibungen sind aber zum größten Teil weggeworfen worden, sodaß sie nur mehr in wenigen Exemplaren erhalten sind.

Das zweite Exemplar ist ein Schraubentaler, wie er in der Neuauflage des bekannten Werkes von Binder, Württembergische Münz- und Medaillenkunde von Julius Ebner unter Nummer 447 ganz kurz beschrieben ist. Damals im Jahre 1910 befand sich ein solches Stück nicht im Stuttgarter Kabinett, es wurde aber seither, wie mir Herr Direktor Dr. Goebler freundlichst mitteilte, erworben. Das Stuttgarter Stück ist ein vollständiger



Fig. 6.

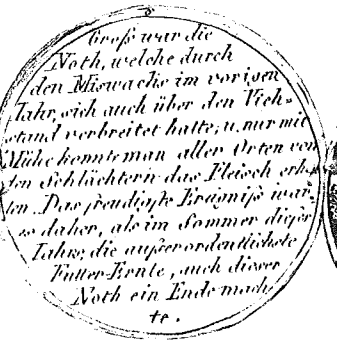
Schraubentaler (Deckel der Vorderseite),
Erinnerungszeichen an das Hungerjahr 1817.

Die bei dem Wolf'schen Exemplar fehlende Rückseite zeigt einen schwäbischen Landmann, dankbar die Hände faltend, während ihm ein Mädchen einen Erntekranz zeigt; im Hintergrund ein üppiges Saatfeld und ein Dorf, darüber ein Engel mit einer doppelten Ähre und enthält die Umschrift: ERKENNE DAS EIN GOTT IST.

Die Medaille ist ebenfalls von Stettner angefertigt. Auf der Vorderseite ist eine hungernde Familie unter einem Baum sitzend dargestellt mit der Umschrift: GROS IST DIE NOT, O HERR ERBARME DICH; am Abschnitt: 1817 U: 1817.

Die bei dem Wolf'schen Exemplar fehlende Rückseite zeigt einen schwäbischen Landmann, dankbar die Hände faltend, während ihm ein Mädchen einen Erntekranz zeigt; im Hintergrund ein üppiges Saatfeld und ein Dorf, darüber ein Engel mit einer doppelten Ähre und enthält die Umschrift: ERKENNE DAS EIN GOTT IST.

Auf Einlageblättern ist in Gegenüberstellung abgebildet: Verhageltes Feld — ein spazierendgehendes Paar, Blitzschlag — vollbeladener Heuwagen, Überschwemmung — Erntefeld; bei Wolf fehlend: Volk vor Bäckerladen — Garbenwagen.



Die doppelseitigen Textblätter sind mit auf die genannten Darstellungen bezughabenden Notizen, 1816 und 1817 gegenüberstellend, versehen.

Von Interesse sind die Preisangaben. Auf der Innenseite des Deckels ist zunächst eine Tabelle:

Nach dem Bairischen Schäffel und Gewicht kostete:							
1816	Korn	Weizen	Gersten	Haber	Roggenbrot der 12 Kreuzer Laib	Waizenbrot der 12 Kreuzer Laib	
1816	Gulden	Gulden	Gulden	Gulden	Pfund	Lot	Pfund Lot
Okt.	27	32	17	10	1	28	1 18
Nov.	34	35	22	11	1	13	1 13
Dec.	33	34	23	9	1	22	1 14
1817	—	—	—	—	—	—	—
Jänn.	39	40	40	11	1	16	1 9
Feb.	40	41	36	13	1	11	1 7
März	40	44	37	13	1	12	1 5
April	44	50	30	14	1	9	1 2
Mai	46	56	40	15	1	7	— 31
Juni	46	60	43	16	1	7	— 30
Juli	50	65	48	20	1	3	— 27

Rechts querstehend: Der Schäffel Hirs fl. 45, der Metzen Erbsen fl. 9, der Metzen Linsen fl. 10, der Metzen Heidel fl. 15, die Maas fein Mehl 41 Kreuzer, fein Gries fl. 1 $\frac{1}{2}$.

Oben: Das Pfund Rindfleisch 14 Kreuzer, Kalbfleisch 12 Kreuzer, Lammsfleisch 11 Kreuzer, Schweinefleisch 26 Kreuzer; der Metzen Erdäpfel 2—2 $\frac{1}{2}$ Gulden.

Unten: Das 6 Pfennig Laibl Weisbrod wog 3 Lot 1 Quentchen 1 $\frac{1}{2}$ Pfennig, das 2 Kreuzer Wecklein wog 2 Lot 3 Quentchen 3 Pfennig. Der Laib Commisbrot kostete 45 Kreuzer.

Links: Die Maas braunes Bier 8 $\frac{1}{2}$ Kreuzer, Waizenbier 5 $\frac{1}{2}$ Kreuzer, weißes Bier 3 $\frac{3}{4}$ Kreuzer, Leinöl das Pfund 36.

Rechts: Das Pfund Reis 24 bis 32 Kreuzer, Schmalz 46, Lichter 32, Seifen 30, Butter 1 fl., Holz 8 fl., Eier 3 Stück 6 Kreuzer, Heu Centner 2 Gulden.

Wieder ist es von Interesse, daß zu diesem Stück des Herrn Wolf das Originaltetui erhalten ist. Dieses Tetui enthält innen am Deckel eine weitere Tabelle und zwar:

Höchste Fruchtpreise 1817 im Königreiche Württemberg:

	Gulden	Kreuzer
1 Scheffel Dinkel40	—
1 » Gersten52	—
1 » Haber24	—
1 Simera ¹⁾ Erbsen7	—
1 » Kartoffel4	—

¹⁾ 1 Simera = $\frac{1}{8}$ Scheffel, 1 Scheffel = 177·2 l.

	Gulden	Kreuzer
1 Pfund Butter	—	40
1 » Rindschmalz	—	52
1 Maas Bier	—	16
1 Pfund Brod	—	18
1 » Reis	—	36
1 » Koch-Gersten	—	32
1 » Ochsenfleisch	—	17
1 » Schweinefleisch	—	24
1 » Kalbfleisch	—	12
1 » Speck	1	36
1 Simera Linsen	6	—

Während diese letzte Tabelle die höchsten Preise enthält, ist die vorhergehende nicht unwichtig, weil sie das allmähliche Ansteigen der Preise zeigt.

Es ist ungemein erfreulich, daß Herr Wolf diese kulturgeschichtlich interessanten Stücke für seine Sammlung erworben hat, zumal das zweite dem Wiener Kabinett fehlt.

Über »bairische Denkmale aus der theueren Zeit vor 100 Jahren« handelt ein inhaltreicher Aufsatz von Adolf Spamer (Bayrische Hefte für Volkskunde III, Heft 3—4), in welchem auch unserer Denkmale gedacht wird.

Leibesstrafen im Wiener Kinderspiel.

Von Oberlehrer Leopold Höfer.¹⁾

In W. Wanders Deutschem Sprichwörterlexikon²⁾ wird gerühmt, daß England in Blairs großem Wörterbuch für »schlagen« nur 32 Synonyma aufweist, während bei Firmenich I 189 allein dreiundsechzig stehen. Auf diesem Gebiet scheint nun sprachlich und sachlich die Wiener Jugend in Deutschland voran zu sein, wie nachstehendes »Strafwörterbuch« zeigt. Dieser Reichtum blieb, wie aller Welt, auch mir lange verborgen, denn vor einigen dreißig Jahren erfuhr ich in Ottakring nur 5 Namen, 1897 kannte ich 20, 1912 erst 39 Ausdrücke. Die Schule ist nicht der rechte Sammelplatz für derlei; als ich heuer durch Sammeln auf den Spielplätzen bei 80 anlangte, fragte ich meine Gewährsmänner, ob sie denn nicht einen ordentlichen Strafrechtskenner wüßten. Sie brachten einen Jungen herbei, dessen scharfer, scheuer Blick mich gleich Gutes erwarten ließ: »Habn S' dös, habn S' dös« ging es in rascher Folge, bis er plötzlich sagte: »So, jetztn habns 102!« Und wortlos ging er davon, an einen Indianer oder Spartaner gemahnend.

Die Mehrzahl der Strafen wird bei dem Spiel: »Kaiser, Korporal und Dieb« verhängt, wobei altertümlicher Loswurf die Stellen verteilt. Der Kaiser ist wahrhaft absolut und kann soviel und sovielerlei Strafen verhängen, als er will, aber er denkt des wechselnden Schicksals und spricht meist bald das erlösende »Zehntausend — — vogelfrei!«, wobei das Zahlwort eine herkömmliche schelmische Drohung ist. Freilich, wenn der Dieb sich nicht für die Strafen bedankt, bekommt er die ganze Reihe nochmals, weshalb der Kaiser die Strafen aufschreibt. Übrigens mäßigen sich auch meist die Korporale, denn viele Strafen bekommen sie vom Empfänger zurück, wenn sie mißlingen

¹⁾ Verfasser, (XVI. Hasnerstraße 105) beantwortet Fragen und erbittet Mitteilungen.

²⁾ IV, 216 (Brockhaus 1876).

und über das Maß der Rückgabe steht schon in der Bibel ein warnender Spruch. Aus dieser Vorrede werden auch die Ärzte, die unser Verzeichnis lesen, erkennen, warum sie nicht öfters bemüht werden; überdies gibt es Geheimbünde zur wechselseitigen Zusicherung milden Strafvollzuges.

Seit einem Jahr fünf ungefähr wird dieses Spiel durch das ältere »Richter, Kläger, Schläger, Unschuld, Dieb« ersetzt, wobei auch das Los entscheidet. Hier ist schon die gerichtliche Vorführung ein peinliches Verfahren, denn sie erfolgt: Bei einem Zahn oder der kleinen Zehe, bei den Ohren oder den Haaren, der Nase — ja — bei der Zunge! Der Kläger muß achtgeben, wenn er zur »sauren Soß« tritt, wo Unschuld und Dieb stehen, daß nicht nach der glücklichen Wahl die beiden rasch die Zettel tauschen; treffen ihn doch die Strafen, wenn er die Unschuld vor Gericht zieht. Hier hat A. Peter in seinem gediegenen Sammelwerk aus Schlesien (II, 73) den alten Zug, daß der Schläger vor dem Strafvollzug die Erlaubnis des Richters zu erbitten hat, sonst bekommt er die Strafe, auch dann, wenn er zu viel oder zu wenig Hiebe austellt; an Strafnamen führt er an: »Aus der Butter, der Baumwolle, dem Baumöl, dem Steinsalz, dem Pfeffer, den Flügeln und den Teufelsknochen.«

Zu dem nachfolgenden Wortschatz haben die Länder nahezu keinen Beitrag geliefert; Vernalcken-Branky »Spiele und Reime der Kinder in Österreich« (Wien 1873) wissen nur von Prügeln, Plumpsackschlägen, strafweisen Hüpfen und Gassenlaufen, und R. Weissenhofer (U. Z. 1899, V, 54) bringt aus Niederösterreich nur den »Höllensbrand mit Salz und Schmalz«, dessen Beigaben allerdings in Wien wiederkehren. Die Ottakringer Sammlung wurde mehrmals in fünf anderen Wiener Bezirken verglichen: E bedeutet Erdberg, M Margareten, R Rudolfsheim, H Hernals und W Währing. a heißt allgemein in den sechs Bezirken, v in Ottakring vor Jahren aufgetaucht, aber verloren gegangen. Sch bedeutet, daß die Strafen mit dem Scheckel oder Schlägel, einem zusammengedrehten, in der Mitte verknöteten Taschentuch ausgeführt werden, das meist dabei zerfasert wird. D = Daumen, Zf = Zeigefinger u. s. f.

1. Aeroplan. Sch. 2 Zf. u. 2 Mf. gekrümmt aneinander; zerreißt er, kriegt der Dieb eine nach — andere machen Schluß »das ist manchmal in jedem Park anders«, M. O.

2. Ågråsl (Stachelbeeren) a. Zwicken. (Nach andern reißen.)

3. Ansichtskarte. Faust, wenn Vergleichswahl E. und R : Stempel; O — die senkrechte Hand: Scheckel!

4. Anzug. Sch. Am ganzen Leib gefladert. (= wie »waschen« soviel als prügeln). Bei Fehlern (z. B. Hieb ins Gesicht) kriegt ihn der Schläger zurück. O.

5. Apfelstrudel s. Strudler. (Nach einigen ist der Kopf der Apfel.) H. O.

6. Armbrasslett. Goldene mild, platinerne scharf. (Handscheide hackt rings den Armansatz, andere Sch.) M. O. H. W.

7. Augsburger (»Weißwurst«) 1 Du. 1 Zf. stehend. v.

8. Autofahren O. s. Herrensitz. H. bei den Füßen über 11 Schritte ziehen.

9. Batzl, Schlag mit 2 Fingern für den, der den Rückenklöpfer nicht errät, besonders aber beim Kartenspiel; (»Verhungern«, »Peterl« u. a. m.) nach

jedem Verlust kommt man in einen weiteren Bezirk, jeder 3. wird durch einen Schlag mit dem Kartenpack auf die Fingerspitzen gestraft. Vgl. Körberl und Nasen — — M. O. H. W.

10. Besoffener Sch. Wird der wackelnde D. verfehlt — kriegt's der Schläger. v.

11. Beten, auch »böhmisch beten«, Pfandlösung. 4 Bleistifte (Kochlöffel) zwischen die Finger, drücken. E. M. O.

12. Beugl. Ellbogen und Faust. M. O. H. W. Magenbeugel »eigentlich« Faust.

13. Birn, Knöchel hart auf Kopf. a. (Wie Ohrfeige, Dachtel, Nuß, zum »Obst hergehst« gehörig.)

14. Blitz. Faust, Zickzack, Rücken R. W. — Kartenspiel, besonders »Hirt und König« mit Riemenkreisen und zucken: E.

15. Blunzn (Blutwurst). Sch. 2 D., 2 Zf. stehend. v.

16. Bluaatschwitzn (s. Handschwingen) Fingerspitze mit Bürste oder Distel schlagen, dann Armkreisen. O.

17. Boxer. a. (Als Strafe selten)

18. Boxhandschuh. Sch. 5 auf jeden Handrücken O.

19. Brennessel. Zwicken. Nur bei Mädchen beliebt. E. M. R. O.

20. Brieflerl. Rechteck mit Faust, geschrieben mit Klebeln (Knöcheln) meist Siegel. a.

21. Brotlaib. Knöchelkreis, Faust! a. (M hart oder weich, W. mit 2 oder 3 Löchern = Fauststößen.)

22. Bruckn. Sch. Fingerkreuzen, Handrücken einwärts. (Auch als Folterbank, zwei auf allen Vieren.) O. W.

23. Bügeleisen. Faust, Rücken. M. R. O. H. W.

24. Butterbrot Sch. Dieb streichelt dabei seine Hand. a. (W. »mit Salz«.)

25. Butterharte Gegensatz zu 26 E. M. (meist »Stagelhaß«!)

26. Buttawachi. Sch. butterweiche) a. (Umschreibung für »Freigesprochen«.) (Leicht aufs Gesäß.)

27. Christn, an. Wie Jud, aber auf der Gegenseite des Muskels. W.

28. Damensitz. Mehrmaliges Aufspringen, bei Niederbruch des Sträflings wiederholt. E. O. W.

29. Donnerwetter. (s. Gewitter, rumpeln.) Pfandlösung. Mit Stirn über politierten Tisch; mit Nachhilfe. R. O. H.

30. Doppelliter. Sch. 2 Fäuste durch D. verbunden. v.

31. Durstkasten a. (s. Schwitzkasten.)

32. Einschenken. (Kinnhaken der Boxer.) E. O. H. W.

33. Eisenbahn. a. 2 Fäuste, fortschreitend. (s. Schnellzug) (E. »Von Berlin nach Wien«.)

34. Fensterkreuz. Figur mit Handschneide, Rücken. M.

35. Feuer schlagen. Dieb schlägt Fingerknöchel hörbar aufeinander bis »Genug!« E. R. O. W.

36. Fideln. Zweihändig sägen, Rücken Schlußhacker. H. W.

37. Fleischhackerl. Handschneide. O. H. W.

38. Flöh. a. Zwicken, oft ins Gesicht.

39. Flug, böhmischer. Zwischen Ober- und Unterarm pressen, heben und wegschnellen.

40. Fußtritt. Damit entläßt der Menschenfresser die Gefangenen: »Pfiat di Gott«. (Behüte . . .) Vgl. Postkutsche und Jakob.

41. Gabel. Sch. zwischen D. u Zf; verfehlen zieht dem Schläger zu. a.

42. Geißeln. Mit den Fingernägeln auf die Stirne. O. H. W.

43. Gewitter machen. M. für Donnerwetter.

44. Gigazn, gâgazn. Der Letzte beim Messerspitzen wird mit diesen Worten vom Vorletzten beim Ohr gerissen; zeigen beide nicht denselben Gegenstand, (blitzschnell!) so bestimmt der Erste, welche Strafe der Letzte bekommt. (E.) O. H.

45. Gollasch. Sch. (Gulyas, vgl. scharfe Würze.) Nur E. unbekannt. (XVIII. Er muß Daumen dreh'n: Er rührt um.) Verschränkter Handrücken wie Brücke. (Auch Innenhöhlung vereinzelt.) Verschärfungen: Hartes, papriziertes.

46. Gspritztn. (Wein mit Sodawasser.) Nase geklemmt, Faustschlag auf die Klemme. E. H.

47. Guglhupf, hupfata. (Hüpfender Napfkuchen.) Sch. Nackte Waden. W.

48. Halsbindel, (ani unters). Fausthieb. (Roher: »Unter d'Bimsrutschn) O. W. Auch »Halsweiten«.

49. Handschuh an messen. (Ganz Niederösterreich!) Handgelenk pressend drehen.

50. Handschwingen. Fingerspitzen erst bürsten; Armkreisen. a.

51. Handstützerl. (Pulswärmer.) W. für Handschuh.

52. Hasenabschlagen. Handschneide ins Genick. a.

53. Haßi (heiße Schläge). Sch. Hand. a.

54. Hausbrot: Sch. auf Zf. = Rücken; häufiger Armstreicheln, mit Handschneide hacken. O. W. Verschärfung: Vom Vierzehnerjahr. W. (sehr hart.)

55. Häusl. Ins Irxenhäusl (Achselhöhle) nehmen. s. Schwitzkasten. E. M. O.

56. Herrensitz. (Vgl. Damensitz.) E. M. W.

57. Heuschrecken. Stärker zwicken als Flöh, M.

58. Hiebe. Kußersatz der Buben beim Pfandlösen. O. (Auch mit Gerte.)

59. Hirntippler. Streifen der Hirnschale mit den Knöcheln. W.

60. Hobeln. a. Übers scharfe Eck. Praktische Strafe für schlechte Schleifer; poliert die Eisbahn.

61. Hut (s. Zylinder). Mit Knöcheln Kopf vorn und hinten drücken. O.

62. Hüpfen auf einem Fuß oder mit einem zweiten als Dreibein. Fallende geprügelt. O. H.

63. Jackepuff. Ellbogen ins Genick. O. H. W.

64. Jakob (s. Judn, ein Fußballschuß mit der Fußspitze), Ins Steißbein, »daß er steigt«. E. H. W.

65. Judn, an. (Vgl. Christen.) Faust oder Handschneide auf Arm. muskel. (Vgl. Z. V. V. XXI, 272.) W. In O. = Fußspitzenstoß ins Gesäß (s. Jakob.)

66. Kaffeereiben. Knöchel, Rücken. O. (Vgl. Weißer, Schwarzer, Mokka.)
67. Kaffeehaus. Sch. Fingergewölbe, Eingang bei den Daumen. Kriegt der Schläger keinen Eingang, kriegt ers.
68. Kaiserknödel. Kniestöß ins Gesäß. Alt, NÖ. u. Wien. v. Vgl. Knödelreiter.
69. Kanal. Sch. Vier gekreuzte Finger (2 Zf., 2 Mf.) O. H.
70. Kanalgitter, wie Brücke. W.
71. Kanonenkugel. Faust, Rücken, er fliegt. M. H. W.
72. Kipfel. D. u. Zf. ins Genick schmalzen. O. W.
73. Kirschen verkaufen. (Pfandlösung.) Rote sind Hiebe, schwarze Küsse. H.
74. Knieschützen. Sch. Gegen Niederfallen abhärten, 3mal auf jedes Knie. O.
75. Kniesinken (a Kniawachi). Schlag oder Doppelstoß in die Kniekehlen. a. »Wia wann ana a rechta Caucausprudler is«. Vgl. Milchflaschn.
76. Knödel. Sch. auf ballende Hände. O. Verknötete Finger fest drücken. O. H. Vgl. Kaiserknödel u. 77.
77. Knödlreiter. a. Mit Fußfläche Stoß auf die Hinterbacken. (Zuweilen wie Kaiserknödel.)
78. Knöpfe. (1 Dutzend) Rippenstöße. E.
79. Kohlnrutschn, was sonst Donnerwetter. E. (Gerumpel!)
80. Komet. Nur für unerfahrene Mädchen. »Auf 3 mußt laufen, sonst gibts Hieb.« Der Strafvollstrecker hat sich aber des Zopfes bemächtigt und sie zieht sich die Strafe selbst zu und reißt sich. (Heißt »eigentlich«: »In Komet sein Schwaf (Schweif) halten.« H.
81. Körberl. Kartenspiel, Fingerspitzen vereinigt, Hosenträger! E.
82. Kovarn. Ellbogen-Rücken; Achselruck u. Ellbogen. O. H. W.
83. Kragen. Handscheide, Hals rundum. (Auch: »Luftschnapper«.) O.
84. Krücken anmessen. Faust, Achselhöhle. O. H.
85. Krügel Bier. Sch. Faust. O.
86. Kuba, roher Kubatschick. Sch. D. gelutscht (1 Hand Augenschutz). O. H. W.
87. Kugel durch die Welt. Ellbogen und Faust, wechselnd. M.
88. Kugel über Feld, wie 87. R. H.
89. Leberwurst. Sch., 2 D., 2 Zf., stehend, eng. v.
90. Leichtiam Bauch. Sch. Vorstrecken! O. W.
91. Liter einschenken. Boxen. O. H. (s. einschenken.)
92. Löffel. Sch. Ring aus D. u. Zf., 2 Zf. als Stiel. (E.: Hohlhand. Armstiel.) Wenn nicht zerschlagen, Schlägerstrafe. O. H. W.
93. Luftballon. Sch. Fingerrundung. Stehender muß platzen. W. so oft schlagen, bis er platzt, fliegender getroffen werden, sonst zurückgegeben. (Öffnen und Schließen der Hände.) O. H. W.
94. Magenbeugel, s. Beugel. (Wort a., Strafe selten.)
95. Mågnstrudel. (Mågn = Mohn und Magen, daher hie und da Mågenstrudler, s. Strudler.) O. W.

96. Maus, Maustloch. Sch. ins Faustloch. Fängt der Dieb beim Herausreißen oder wird die zuckende Hand nicht sofort getroffen, Strafe zurück! O. H. W.
97. Messer. Sch. Finger Rücken (Zf., Zt. u. Mf.). E. R. O. H. W.
98. Milchflaschen. Fauststoß in Kniekehle, s. knieweich. E.
99. Mokka. Nase ziehen mit Fingerklemme. W.
100. Nasenbügler. Sch. Hände über Augen, Nasenspitze von unten geschlagen. O. H.
101. Nasenkeiler. 1. Geklemmt, Handschneide aufs Nasenbein. H. 2. Kartenspielstrafe. Nase klemmen mit Karten, 1 Paket gegen Nasenspitze. O. H.
102. Nasenspitzler. 2 Karten Augenschutz; soviel, als bezogene Karten zählen, gegen Nasenspitze gehackt. E.
103. Nasenstiefel = Stüber, s. Zwanziger. a.
104. Nasentippler. Sch. Fingerklemme herunterschlagen; Augenschutz. O.
105. Nest. Sch. Rauhes Nestmachen auf dem Kopfe. O.
106. Nuß (Nußstrudel, s. Strudler), Wien u. NÖ. a., Kopf mit Knöcheln anreißen.
107. Ohrnschwartln. W. Schneller Zf. u. D.; E. O. H. Handscheidehieb.
108. Ohrringel, Zwicken, umdrehen. a.
109. Pfeife. Sch. Nachahmung. O. v., W.
110. Pfefferstoßen. Allein Gesäß aufstoßen oder 2 Schergen tuns. a.
111. Postwagn zum Abschied. Knie ins Gesäß, daß 's abfahrt. R. H. W.
112. Quargl. Sch. D. u. Zf. rund. v
113. Radlfahrn. Er »tritt« und bekommt Knödelreiter. a.
114. Rasieren. Nägel über Wange, bes. weibliche Schläger. O. H. W. (Auch ähnl. d. Skalpieren.)
115. Raspeln. Mit Radiergummi gegen Schläfenhaare.
116. Rätzenschwaffl. (Rattenschweifchen), wie Maus. O.
117. Rauchfangkehrer. Sch. Daumen. v.
118. Ribisl. (Johannisbeeren.) a Nägel zwicken; Haare eindrehen.
119. Rolo und Rolleten. (Roleaux, Rolläden.) 1. Wie Donnerwetter. O. H. 2. Wirbelsäule zwischen Zf. und Mittelfingerknöchel. W. 3. Übers Gesicht rumpeln, Faust. E.
120. Roßbiß. Scharf packen. a. (Besonders überm Knie.)
121. Rumpeln, (vgl. Donnerwetter). Mitn Hirn übern Kasten. a.
122. Saftgollasch wie Gollasch, aber mehr. O. H.
123. Satn (Saiten) aufziegn. Ohr umdrehn. a.
124. Salzergassen. (älter: Spießbruten; Lexer, Kärnt. Wb.: »spitzruoten läfn«.) Sch. a. (Name von altüberliefertem Salzwasser zum Ruten einweichen und Salz in die Wunden.)
125. Sandalen. Sch. 25 auf Fußsohlen. O.
126. Scherz. a. Handscheide über ausgereckten Hintern, auch schräg Hinterkopf.
127. Schmalzbrot, Sch. E. O., wie Butterbrot.

128. Schnellzug. a. Fäuste. W. mit Zusammenstoß. M. u. H. mit Stationen — dann vermehrte Kraft.
129. Schreibtisch. Fingernägel, nackter Rücken. O. H.
130. Schuach (Schuhe). Sch. rund um nackten Fuß. (2mal = mit doppelten Sohlen.)
131. Schuß. Plötzlicher Ruck. O. W.
132. Schwarteln. Handscheide, »als ob schinden möcht«. E. H. W.
133. Schwarzer (Kasernenwitz). D. oder flache Hand auf Nasenspitze. a.
134. Schweinsbraten. 1. Hacken mit Handscheide zwischen Finger. 2. — in die Rippen. O.
135. Schwinga, an. Faustfläche an Backe. W.
136. Schwitzbad, Schwitzkasten s. Häusl. Kopf in Achselhöhle oder zwischen Beinen drücken a. Auch Mittelschule.
137. Semmel. Genick drücken (wie der Gast das Wirtshausgebäck auf Frische prüft). O.
138. Siebnsüße, die. Schläfenhaare eindrehen und reißen. H. v.
139. Skalpieren. Vorn und rückwärts scharf Kopf drücken, bis Hände beisammen. a.
140. Soldat. Sch. D. nach oben. O. v.; W.
141. Spagatfressen. Pfandstrafe für 2 (auch »Zwirnkauen«) bis Lippen beisammen. R. O. W.
142. Spennadeln, (Steck...). 1000, auch 100.000, wie Handschuh, aber mit zwei Händen in entgegenges. Richtg.
143. Spærkän (Nach E. Pötzls begründeter Vermutung: Sperrkette.) Ellbogen streift drückend gegen den Nacken. W. (Als Name für »Zwanziger« unbekannt.)
144. Spitzeln. (awich = verkehrt, N. Ö.) Mit Fingernagelspitzen patzeln. O. H.
145. Springinkerl. Bei den Ohren reißen, daß er springt. M. O.
146. Ståglhaßi. (Heiß wie ein Bügeleisen.) = scharf. Sch. (Weiteres strittig). a.
147. Stellwagen, wie Postwagen. Außer E., a.
148. Stern, z'rissener. Sch. Fingerwurzeln aneinander, Finger spreizen, zerhauen.
149. Strudler. a. Mit Arm Hals ziehen, Muskelruck schnellt weg.
150. Strümpfe. Sch. Waden.
151. Suppe. Sch. Höhlung einer oder beider Hände. (kalte = schwach. H.) E. O. H.
152. Totenschlag, Nationenspiel. 2 halten Arme, der Beste wirft Ball. Fehlwurf zurück. a.
153. Uhraufziehen, wie Saiten. (Auch Uhr = Ohr.) a.
154. Umdrahra. Versuch, die Nasenspitze zu drehen. W.
155. Verwursten und Verknödeln. Alle Arten negativer Liebkosung. E. O. H. W.
156. Wachmann. Sch. Warnender Zf. O. v. W.
157. Wågenstångan. Faust, Rücken. M.
158. Watschen, (klatschende Orfeige). Bei »Ernst auf Ernst«, »Ball in den Hut« u. a. O. H.

159. Weichsel. Zwickel. (Vgl. Agrasl, Ribisl.)
 160. Weißn, an. Nasenspitze drehn. W. Druck empor. E.
 161. Werkldrahn. Buben beim Giftschütterl, Mädchen beim Zoptgedreht. W.
 162. Wetschina. Sch. (Virginierzigarre.) Sch. Zf. in Mund. O. W.
 163. Würstl, haßi. Sch. 1 D. u. 1 Zf., in Mund. v.
 164. Zeppelin. Sch. (s. Luftballon.) Längliches Fingergelbe. O. H. v.
 165. Zigarette. Sch. Kleiner F. in Mund, auch Zf. R. O. W.
 166. Zwanziger. a. für Nasenstüber, (N. Ö. Übersetzung?)
 167. Zwetschenknödel wie Quargl. (Formähnlichkeit) v.
 168. Zylinder (vgl. Hut). r. u. l. mit Knöcheln Kopf drücken. O. W.

Zu den „Alpinen Spielzeugtieren“.

Von Prof. Dr. M. Haberlandt.

Zur Abhandlung von Dr. Eugenie Goldstern über »Alpine Spielzeugtiere« (diese Zeitschrift Bd. 29, Heft 3—4) seien im folgenden zwei kleine Nachträge beigebracht, welche mir in mancher Beziehung ein ergänzendes Streiflicht auf den interessanten Gegenstand zu werfen scheinen.

Zur Frage der geographischen Verbreitung der aus Tannenzapfen bestehenden Spielzeugtiere, über welche Rüttimeyer und E. Goldstern (l. c. S. 56) gehandelt haben, sei die Mitteilung von Roumald Pramberger in seiner kürzlich erschienenen Arbeit: »Obermurtaler Volksleben« (Zeitschr. des Deutschen und Österr. Alpenvereines 1923, S. 3) vermerkt: »Der Knabe spielt sich mit »Krass« und »Tschurtschel-Ochsen«, das sind zwei- oder vierbeinige Figuren aus den Wipfeln von Fichtenbäumen und Fichtenzapfen, in die der Knabe etwa Holzbeinchen gesteckt hat, er hängt ihnen kleine selbstgemachte Wagen, Karren oder Schlitten an, schlägt sie mit der Peitsche oder sperrt sie in einen kleinen Pfränger.« Also genau die gleiche Illusionierung wie bei den gleichartigen Spielzeugtieren der Schweiz, des Aostatales u. s. w.

Bedeutungsvoller als diese topographische Notiz ist eine Mitteilung, die Herrn Dr. Edmund Schneeweiss verdankt wird, der demnächst im 15. Erg.-Band zu unserer Zeitschrift über Weihnachtsbräuche der Serbokroaten handeln wird. Sie weist nicht nur eine schlagende Formparallele zu den alpinen Spielzeugtieren aus Holz, (Typus a, II bei Goldstern) auf serbokroatischen Volksboden nach, sondern zeigt auch einen Fall der von Dr. E. Goldstern vermuteten ursprünglich kultlichen Bedeutung dieser Tierschemen auf. Nach Dr. E. Schneeweiss werden bei den Serben in den Weihnachtskuchen vom Hausvater aus Kornelkirschenzweigen geschnittene Tiersymbole eingebacken. Beim Verteilen dieses Kultgebäckes achtet man darauf, welches Tiersymbol jeder Einzelne in seinem Stück eingebacken vorfindet und man glaubt dann, gerade mit der betreffenden Tiergattung im nächsten Jahre Glück zu haben. Diese Symbole sind etwa 1 cm lang und deuten die betreffende Tiergattung in sehr ähnlicher streng schematischer und abgekürzter Art an, wie wir dies bei den von Rüttimeyer und Goldstern abgebildeten Exemplaren beobachten. So ist die serbische Rinderfigur mit der Tafel I, Fig. 3 (bei Goldstern) abgebildeten Figur einer Kuh aus einem gegabelten

Zweigstück, aus dem Aostatal, Piemont so gut wie identisch; desgleichen ist die Figur einer Ziege ganz verwandt schematisiert u. s. w. Ich erblicke den Wert dieser Mitteilung indessen weniger in der formalen Ähnlichkeit der serbischen Tierfiguren mit dem bisher veröffentlichten Material, sondern darin, daß von hier ein Streiflicht auf die vermutete ehemalige kultliche oder rituelle Bedeutung dieser interessanten Tierschemen fällt.

Literatur der Volkskunde.

K. Reuschel: *Deutsche Volkskunde II.* (Sitte, Brauch und Volksglaube, sachliche Volkskunde.) B. G. Teubner, Leipzig Aus Natur- und Geisteswelt Nr. 645.

Reuschels deutsche Volkskunde hat schon mit ihrem ersten Teil viel Freunde erworben, es sei darum das Erscheinen des II. Teiles mit Genug-tung verzeichnet. Freilich mußte der Verfasser angesichts des knappen Umfanges des Büchleins sich zum Teil dazu bequemen, einen erläuternden Schriftweiser zu geben, so namentlich für Sitte und Brauch, doch bringen klug angelegte Durchhaue Übersicht in das Gestrüpp der Überlieferungen. Sehr einsichtsvoll setzt sich der Verfasser mit den neuen psychologischen Theorien, insbesondere dem Begriff der Gemeinschaftskultur bei H. Naumann, auseinander, ebenso findet man zum Ziele der Volksgemeinschaft hier sehr beherzigens-werte, von Erfahrung sprechende Gedanken niedergelegt. Wer durch Michael Haberlandts Einführung in die Volkskunde der großen Probleme sich be-mächtigt hat, wird an Reuschel einen zur Vertiefung seiner Studien im einzelnen führenden Wegweiser finden, der ihm selbst die letzten Neu-erscheinungen zur deutschen Volkskunde sorgfältig vermittelt.

Arthur Haberlandt.

Dr. W. Pessler: »Niederländisches Trachtenbuch«. Hannover 1922. (Veröffentlichungen aus dem Vaterländischen Museum der Stadt Hannover Nr. 2).

In dem vorliegenden mit einer warm geschriebenen allgemeinen Ein-leitung versehenen Bändchen gibt W. Pessler eine Beschreibung der nieder-sächsischen Volkstrachten nach ihrer landschaftlichen Verteilung, wobei auch schon eine ganze Reihe ethnographischer Erkenntnisse unterlaufen. (Be-ziehungen zu alten Gau-Grenzen, Unterschiede auf siedlungsgeschichtlicher und konfessioneller Grundlage.) Die beigegebene Karte gibt einen Überblick über die Trachtenbezirke, die Beziehungen dieser Gruppen untereinander erläutern die Signaturen freilich noch nicht. Die dazu erforderliche Forschungs-arbeit möchte W. Pessler in einem groß angelegten niedersächsischen Trachten-werk verwirklichen. Die Behandlung des Stoffes in der kleinen Werbeschrift läßt hierfür das beste erwarten. Eines aber sei der Trachtenforschung — kritisch gereift wie sie heute schon ist — auf den Weg gegeben; man fasse über die Erkenntnis von dem modischen Wandel und der modischen Zu-ordnung der Trachten hinaus nunmehr wieder getrost den Mut, Altvolks-tümliches der Tracht (nicht der Trachten) zu sehen. Gerade die Ver-gangenheit der ostfriesischen Tracht etwa scheint da über Hottenroth und seine Ouellen — auch das Trachtenwerk Unico Mannings — hinaus in dieser

Hinsicht kritischer Untersuchung bedürftig. »Eyn gemeiner Bauers und Kriegsknecht«, wie ihn etwa das Quellenwerk Unico Manningas enthält, sieht sehr nach einer malerischen Komposition aus. Entweder die Arbeits- oder die Kriegstracht ist daran wohl zu kurz gekommen, wahrscheinlich die erstere. Auch das Problem der Sackhosentracht scheint mir mit dem Erscheinen auf Bildern des 19. Jahrhunderts in diesem Bereich nicht endgültig umschrieben, wenn wir dagegen etwa die vorgeschichtliche Verbreitung der Sackhose, mindestens bis Hannover, und das Erscheinen von höchst primitiven Hosentrachten noch im 17. Jahrhundert in der Gegend von Hamburg halten. (Vgl. John Taylor 1616 in: 1000 Jahre deutscher Kultur. Leipzig 1923.)

Auf der Weiberseite entspricht etwa die Übereinanderlagerung zweier Haarhüllen in weiten Teilen des Gebietes einer rituell volksmäßigen Haubungsform in Ost- und Nordeuropa, die ich bis ins homerische Altertum zurückverfolgen zu können vermeine, und die in Nordfriesland in einem sehr charakteristischen Beispiel erhalten ist. (»Slavia«, Bd. II, S. 704.) Aus der kritischen Zusammenfassung solcher Daten wird sich uns, glaube ich, tatsächlich ehrwürdiges Altertum in jederlei Volkstracht enthüllen.

Arthur Haberlandt.

V. Geramb: »Deutsches Brauchtum in Österreich«, Graz 1924.

Wenn man von einem Buch sagen kann, daß es ein Bedürfnis der Gegenwart in unserem Lande erfüllt, so gilt das von dieser Schrift Gerambs, die wissenschaftlich gediegen und lebendig anregend zugleich ist. Sie verdankt das einer ungemein sachlichen Zusammenordnung des Zusammengehörigen einerseits im Sinne eines Volkskalendariums, anderseits nach Landschaften mit kluger Scheidung der besonderen von den durchgängigen Bräuchen. Die Auffassung der Volksbräuche bezüglich ihrer Erhaltung und Wiederbelebung tut überall den erfahrenen Heimatforscher kund, und es fällt aus derlei Betrachtung auch für die »wissenschaftliche« diesfalls psychologische Erläuterung der Bräuche oft mehr ab, als in einer nicht im Sinne dieser Darstellung gelegenen form- und bedeutungsgeschichtlichen Analyse.

Arthur Haberlandt.

Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“. Herausgegeben vom Landesverein badische Heimat. Verlag C. F. Ritter, Karlsruhe in Baden, Ritterstr. 1. Heft 8. Heimatkunde in der Schule. II. Auflage von Eugen Fehle 1923, 32 Seiten.

Der heutigen Jugend, die vielfach ohne Vater in dem verwirrenden Treiben des großen Krieges und der arbeitüberlasteten Heimat aufgewachsen ist, soll innerer Halt und rechte Heimatliebe gegeben werden. Dazu ist vor allem genaue Kenntnis von Volk und Heimat nötig. Wie die Lehrer die Jugend in diesem Sinne von der Volksschule an bis in die höheren Lehranstalten leiten sollen, wird mit warmen Worten, reicher Literatur hinweisen und Bildern an praktischen Beispielen dargetan. Mit Hilfe der Volkskunde, also zum großen Teil Stoff, der den Kindern bereits geläufig und lieb ist, wird natürlich in erster Linie der Deutschunterricht (zum Beispiel Mundart, Umgangssprache), Geschichte (Bauten, Steinkreuze, Sagen), Geographie (Hausformen, Flurnamen), Naturkunde (volkstümliche Tier- und Pflanzennamen,

Volksmedizin), der Zeichenunterricht, weiters besonders der altsprachliche Unterricht durch volkskundliche Erläuterung des Cäsar, Tacitus Vergil, Herodot, Homer, durch Hinweise auf das Weiterleben antiken Volksglaubens, nach allen Seiten bereichert und vertieft. Das stellt große Ansprüche an den Lehrer und eine entsprechende Vorbildung wird nötig, vor allem muß Volkskunde auf der Hochschule gelehrt und als Prüfungsfach anerkannt werden, sowie zum Beispiel in Schweden Volkskunde zu den Prüfungsfächern des angehenden Lehramtspraktikanten gehört.

Heft 16. Badisches Kinderleben in Spiel und Reim. 1921. 50 Seiten. G. Schläger.

Geschmückt mit anmutigen Bildchen werden zunächst die Spiele, die sich im Gefolge der Jahreszeit oft in ganz bestimmter Reihenfolge ablösen, fortgeführt: Kreisel, Reifen, Fangeles, Pfeifenklopfen mit den Baßlöserreimen, in denen vielleicht ein Nachklang alter Zaubersprüche zu erkennen ist. In den Liedern der Beerenernte treiben allerlei Waldgeisterlein ihr Wesen. Dann folgen die Heischelieder von Neujahr, Dreikönig und Fastnacht, das Peterlinspringen, (22. II.) mit der Austreibung des Ungeziefers, die Oster-, Pfingst- und Johannislieder und -Spiele. Auch die Kirchweih spielt im Kinderleben eine gewisse Rolle, noch mehr das Schlachtfest die »Metzgete«. In den Tier- und Wetterreimen spiegelt sich das Verhältnis der Kinder zur Natur. Bei den Wiegen- und Käsecreiterliedern wird unter anderen auch der Übergang von Spottliedchen und Ortslitaneien in Schnaderhüpferform aufgezeigt. Die kindlichen Heilssprüche stehen scheinbar anders im Zusammenhang mit den volkstümlichen Besprech- und Zauberformeln. Bei den Ringelreihen- und Nachahmespielen wird der Einfluß von Gesellschaftsspielen Erwachsener und der Kunstdichtung des 18. Jahrhunderts gezeigt. Zum Schluß wird eine reiche Auswahl von Abzähl- und Neckversen gegeben. Die zahlreichen Literaturhinweise erhöhen den Wert des inhaltreichen Schriftchens.

Heft 25. Vom Steinkreuz zum Bildstock. Ein Beitrag zur badischen Steinkreuzforschung. Max Walter. 1923. 37 Seiten.

Im hinteren Odenwalde sind 63 Steinkreuze, sämtlich genau beschrieben, zum Teil abgebildet, festgestellt. Die Mehrzahl steht an Plätzen und einstens verkehrsreichen Straßen, jetzt durch Verschiebung der Verhältnisse, zum Teil an abgelegenen Orten. Sie sind alle aus einem Stück gearbeitet, in dem für die Gegend bezeichnenden roten Sandstein. Zwei Fünftel sind griechische niedere (ältere) Kreuze, der Rest hohe lateinische, die sich im 14. Jahrhundert eingebürgert haben. Neben Jahreszahl und Schrift sind Bildzeichen eingegraben, zum Beispiel Zange, Hammer Rad, wahrscheinlich Hausmarken. Als Bezeichnung von Gerichtsstätten kommen die Kreuze des hinteren Odenwaldes nicht in Betracht, die meisten sind Unglückskreuze (Marterln), wohl auch Mordkreuze, einige sind wohl auch zugleich Grabsteine (Zigeuner), zahlreiche Sagen knüpfen sich an sie, nach dem Volksglauben sind sie wie die Bildstöcke deren Vorläufer die Steinkreuze sind, unantastbar. Ein Beispiel des Überganges vom Kreuz zum Bildstock bietet das Eberbacher Kreuz; in der Volkssprache heißen beide Kreuz. Dr. Lily Weiser.

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.)

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

VIII. Laudongasse 17

mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft.

Geleitet von Prof. Dr. M. Haberlandt.

29. Jahrgang 1924.

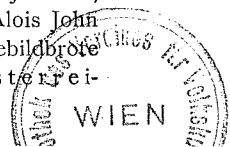
Heft 6.

Dreißig Jahre Verein für Volkskunde.

Ein Gedenkwort von Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vor genau dreißig Jahren — Ende Dezember 1894 — fand im alten Wiener Rathaussaale bei regster Beteiligung die gründende Versammlung des von mir und meinem längst verstorbenen Museumskollegen Dr. Wilhelm Hein ins Leben gerufenen Vereines für österreichische Volkskunde statt. Die Idee desselben fand freundliche Aufnahme in weiten österreichischen Kreisen, das Interesse für Volkskunde erwachte damals in allen Ländern, und Österreich mit seiner bunten Völkerzusammensetzung war ein hochergiebig und vielversprechender Studienboden. Männer wie Karl Weinhold und Rudolf Virchow begrüßten unseren jungen Verein in seiner Gründungsstunde. Das große Lebenswerk eines begeisterten Volksfreundes, des Schweden Artur Hazelius wurde bereits in dieser ersten Stunde unserer Arbeit als zu erreichendes Vorbild aufgestellt.

In Österreich fehlte es damals noch an einem einheitlichen Sammelpunkt und einer zentralen Pflegestätte der Volkskunde. Vereinzelt wirkten bedeutende Volksforscher und Sammler der volkstümlichen Überlieferungen in verschiedenen österreichischen Ländern, ich brauche bloß an die Namen Ammann, Th. Veralden, Fr. Branky, A. Hofer, V. Tille, V. Zingerle, L. v. Hörmann, Ad. Hauffen, K. Lacher u. a. zu erinnern, während auf dem slawischen Volksgebiete der damaligen Monarchie bereits organisierte Arbeit geleistet wurde. Zu einem wirklichen volkskundlichen Arbeitsmittelpunkt für Österreich unseren jungen Verein auszugestalten, war die große und schwierige Aufgabe, die jetzt zu leisten war. Ich habe zunächst durch die Begründung der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« diese Aufgabe anzubahnen gesucht und wir hatten die Genugtuung, daß sich mit der Zeit in der Tat wohl sämtliche Volksforscher von Ruf und Namen in Österreich als Mitarbeiter an dieser Zeitschrift einstellten. Ich nenne als solche aus den Reihen der älteren Generation Alois Riegl, Theodor Vernaleken, Johann Krainz, P. Piger, Fr. Branky, Ad. Jeittele, Valentin Hintner, Josef Wiehner, Frh. v. Helfert, M. Andree-Eysn, Alois John und zumal Max Höfler, dessen Studien über die Geschichte der Gebäubrotte zum großen Teil in unserer Zeitschrift niedergelegt sind. Die österr.



chische Hausforschung, die durch die Wiener Anthropologische Gesellschaft unter der Führung Rudolf Meringer's in Fluß gebracht worden war, fand weiterhin auch in unserer Zeitschrift und bei deren Mitarbeitern wichtige Förderung, ich nenne hier in erster Linie mit pietätsvoller Dankbarkeit den Namen Anton Dachlers, dessen Arbeiten zum großen Teil im Zusammenhang mit unserer Zeitschrift stehen. Vielfältige und nachhaltige Förderung erfuhr die sachliche Volkskunde durch die zahlreichen Arbeiten Josef Blau's, der sich durch viele Jahre über die verschiedensten volkskundlichen Themen aus dem Böhmerwalde geäußert hat. Trachtengeschichtliche Beiträge brachte unsere Zeitschrift aus verschiedenen Volksgebieten, es seien nur an die reich illustrierten Arbeiten von Ad. Hauffen, L. H. Fischer, H. Moser, Joh. Mayerhofer, M. Vaclavek, Friedrich Lentner, B. Kroboth, Josef Blau, Konrad Mautner erinnert. Das festliche Jahr, Sitte und Brauchtum aller Volksstämme der einstigen Monarchie fand vielfältige Schilderung und vergleichende Darstellung; ebenso wurde der Sagenkunde (G. Graber's Studien seien besonders hervorgehoben) und die Märchensammlung und -Forschung wesentlich bereichert (G. Polivka, Bünker). Dem Volksschauspiel floßen viele Beiträge zu und ein stattlicher Erg. Band (XI) ist einer ganzen Sammlung alter steirischer Spiele gewidmet (Bünker). Auch auf dem Gebiete des Volksliedes, für das ja übrigens in der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied« ein ausgezeichnetes Organ seit 1896 besteht, ist durch unsere Mitarbeiter reiche Ernte eingebracht worden. Es ist unmöglich, alle Zweige der Volkskunde zu nennen, die in unserer Zeitschrift Bearbeitung gefunden haben und vollends unmöglich, aller Mitarbeiter gebührend zu gedenken, unter welchen in späteren Jahren eine Schaar zum Teil aus meiner Universitätshörerschaft hervorgegangener jüngerer Kräfte sich auf das Rühmlichste betätigte (Arthur Haberlandt, Rudolf Trebitsch, O. Menghin, Marianne Schmidl, E. Goldstein, G. Kyrle, Josef Weninger, Hella Schürer, R. Schömer). Besonders die außerösterreichische Volkskunde fand von dieser Seite reiche Förderung, wie übrigens schon in den früheren Jahrgängen neben dem deutschösterreichischen Volksgebiet die tschechoslawische, die polnisch-ruthenische und besonders auch die südslawische Ethnographie vielfach zur Behandlung gelangt war. Speziell der letzteren sind grundlegende Arbeiten auch in den Ergänzungsbänden IX, X, XII und XV von V. Čurčić, J. Piprek, Arthur Haberlandt und Edmund Schneeweis gewidmet.

Mit dieser vergleichend wissenschaftlichen Einstellung unserer Zeitschrift und unserer übrigen Veröffentlichungen wurden zugleich auch die verbindenden Brücken geschlagen, die heute unserem Verein seine führende Stellung im Ausbau der europäischen Volkskunde sichern. Besonders warm zu begrüßen war in dieser Hinsicht die unmittelbar nach Abschluß der kriegesirischen Wirren einsetzende Zusammenarbeit mit der schwedischen Forschung (N. Lithberg, S. Ambrosiani, S. Erixon, L. Hagberg), aber auch die Schweiz (Ed. Hoffmann-Krayer, L. Rüttimeyer), Holland (D. J. van der Ven), Finnland (U. Holmberg) und neuerdings auch Jugoslawien und Rumänien sind in diesen Kreis europäischer Volkskunde bereits einbezogen, und der Plan eines Kongresses, europäischer Volkskunde gewidmet, gewinnt von ihnen gefördert bereits Raum.

Wenn die bisher erschienenen 29 Jahrgänge unserer Zeitschrift samt 15 Ergänzungsheften, beziehungsweise -Bänden somit eine imposante wissenschaftliche Gesamtleistung darstellen, die ihren rühmlichen unverlierbaren Platz in der europäischen Volkskunde behaupten wird, so darf dem mit gleicher Genugtuung die wissenschaftliche Erforschung der österreichischen Volkskunst und der mit ihr in kulturgeschichtlichem Zusammenhang stehenden sonstigen europäischen Volkskunstgebiete, wie sie durch unsere grundlegenden großen Publikationen (Österreichische Volkskunst I—II, »Werke der Volkskunst« I—III, »Volkskunst der Balkanländer«) gewonnen erscheint, zur Seite gestellt werden.

Beiderlei Reihen von Veröffentlichungen stützen sich auf die Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde, welche wir mit dem allergrößten Nachdruck als die eigentliche Hauptschöpfung unserer dreißigjährigen Arbeit rühmen dürfen. Hierüber braucht ja mehr nicht gesagt zu werden. Die Kenner und selbst die flüchtigsten Besucher wissen es zu würdigen, was es heißt und welcher Unsumme von Arbeit es bedurft hat, eine volkskundliche Sammlung, die fast 50.000 Nummern zählend, fünfzig große und kleinere Ausstellungsräume füllt, aus allen Volksgebieten des ehemaligen Österreich und den Nachbargebieten, nebst Parallelsammlungen aus der Schweiz, der Bretagne, Oberitalien, den Balkanländern im Laufe der Jahre zusammenzubringen, zu katalogisieren und entsprechend zur Aufstellung zu bringen. In den fünf im Laufe des nahezu dreißigjährigen Museumsbestandes veröffentlichten »Führern« durch die Museumssammlungen ist aller der Mitarbeiter und Helfer an dem großen Werk mit Dankbarkeit gedacht, vor allem sei aber auch hier der aufopfernden und sachkundigen Mitwirkung meines getreuesten Mitarbeiters und jetzigen Nachfolgers in der Leitung des Institutes, meines Sohnes Prof. Dr. Arthur Haberlandt gebührend und dankbarst Erwähnung getan. Im Vorjahr hat der Herr Bundespräsident Dr. Michael Hainisch »in Hinblick auf die geschilderte langjährige ersprießliche Tätigkeit unseres Vereines auf dem Gebiete der Volkskunde« den Ehrenschatz über den Verein und das Museum für Volkskunde übernommen.

Mit der Vollendung des dreißigjährigen Bestandes unseres Vereines fällt eine bedeutsame organisatorische Neuerung in der Verwaltung des Museums zusammen, indem das Ministerium für Unterricht und die Gemeinde Wien durch je zwei Vertreter gleichmäßig mit unserem Verein die Obsorge für die Erhaltung des Museums für Volkskunde zu übernehmen sich anschicken, die bisher als drückende und verantwortungsvolle Bürde vom Verein ausschließlich getragen worden ist. Es darf in Hinblick auf die hohe heimat- und volkskundliche Bedeutung unseres Institutes aber auch die Hoffnung und Erwartung ausgesprochen werden, daß die gesamte Öffentlichkeit demselben künftighin noch viel mehr als bisher ihr werktätiges Interesse zuwenden werde. Wer hier seine Hilfe leiht, sorgt für die edelsten Güter und Kräfte unseres Volkstums.

Zum Brauchtum in Österreich.

Von Dr. Edmund Friess (Wien).

Wir sehen vor unseren Augen gerade jetzt das rasche Schwinden der noch vorhandenen Volksbräuche und tun daher gut, die Bräuche aufzuzeichnen, um sie sodann nach genauer Sichtung möglichst örtlich und zeitlich zu begrenzen¹⁾. Dazu kann uns aber nur die historische Methode den Weg ebnen. Die Ermittlung des gegenwärtigen Standes des Brauchtums eines Ortes, Tales oder Landes ist nur die erste Vorarbeit. Der schriftliche Niederschlag vergangener Jahrhunderte hat als Quelle für die volkskundliche Forschung noch wenig Beachtung erfahren, obwohl ihre Heranziehung die mündliche Überlieferung berichtigt, ergänzt und vertieft. Manche längst in Vergessenheit geratene Gebräuche werden uns in den Geschichtsquellen vorgeführt, einzelne Gewohnheiten haben im Laufe der Zeit eine Änderung erfahren, oft, weil man den ursprünglichen Zweck nicht mehr wußte, oder, wenn die lokale Auffassung ihre Eigenart aufprägte. Die Quellenkritik wird ab und zu eine vielverzweigte Filiation eines Brauches bloßlegen können; ich verweise dabei beispielsweise auf die Sitte des Maibaumsetzens.²⁾ Besonders in den Weistümern, die für die österreichischen Länder bis auf Oberösterreich, Vorarlberg und das Burgenland in guten Ausgaben vorliegen, in den grundherrschaftlichen und städtischen Ordnungen sowie in den landesfürstlichen Gesetzen und Patenten schlummert ein fast noch ungehobener Schatz für den Brauchtumsforscher. Ein Beispiel, wie Rechtsquellen für die Volkskunde verwertet werden können, hat jüngsthin Adalbert Depiny gezeigt³⁾. Diese Quellengattung ist jedoch nur ein kleiner Bruchteil der reichen Vorräte an schriftlichen Überresten aus der Vorzeit, die in ihrer Gesamtheit für die Volkskunde herangezogen werden müssen. Ich verweise nur auf die verschiedenen Arten der Bücher, die in jeder grundherrschaftlichen Kanzlei erwachsen sind und im Urbare ihren Vorläufer hatten, auf die vielen Typen der städtischen Bücher, der Handwerksbücher sowie der anderer geistlicher und weltlicher Korporationen, der Pfarrmatriken sowie der landesfürstlichen Kanzlei- und -behelfsbücher. Einen trefflichen Überblick über den schriftlichen Niederschlag der Vergangenheit und zugleich eine Anleitung für die historische Methode gewinnen wir aus Wilhelm Bauers »Einführung in das Studium der Geschichte«⁴⁾. Es wird oft sehr schwer und undurchführbar sein, auch mit Hilfe der schriftlichen und bildlichen Traditionen den terminus a quo für einen Brauch ermitteln zu können; aber wir müssen danach streben. Viel leichter ist die Feststellung des terminus ad quem.

Die Sichtung der Bräuche erfolgt durch Anwendung der vergleichenden Methode. Vergleichende Studien führen zur örtlichen Begrenzung der Ver-

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz, Das Brauchtum im mittleren Ybbstale (Waidhofen) in Niederösterreich, in der von Eduard Stepan herg. Zeitschrift »Deutsches Vaterland«, 5. Jahrgang, August-, November- und Dezemberheft 1921.

²⁾ Vergl. darüber meinen Aufsatz, Einige Volksbräuche in Niederösterreich in der »Wiener Zeitschrift für Volkskunde«, 28. Jahrgang (Wien 1924), Seite 44.

³⁾ Zur oberösterreichischen Landesgerichtsordnung vom Jahre 1675. In »Heimatgäule«, 5. Jahrgang (Linz 1924), Seite 97 ff.

⁴⁾ Tübingen, 1921.

breitung eines Brauches. Aus solchen Monographien formt sich dann plastisch gleich einem natürlichen Blocke das Brauchtum der einzelnen Landschaft typisch heraus. Manchen Gewinn hiezu werden wir durch die Lektüre von Friedrich Ratzels Anthropogeographie ziehen. Eine treffliche Anleitung für die Brauchtumsforschung in Österreich geben uns Michael¹⁾ und Arthur²⁾ Haberlandt, einen Überblick über den beiläufigen gegenwärtigen Stand der Forschung Viktor Geramb³⁾.

I.

Einige Volksbräuche aus dem niederösterreichischen Waldviertel.

Das Waldviertel, das kürzlich durch R. Rosenkranz⁴⁾ eine geographische Würdigung erfahren hat, führt seinen Namen mit Recht. Noch heute ist der Holzreichtum dieses niederösterreichischen Viertels eine wichtige Vermögensquelle für die Bewohner. Auf diesen waldigen Hochflächen waren bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts zahlreiche Köhler mit der Erzeugung der Holzkohle beschäftigt und es ist daher begreiflich, daß eine Reihe hier gebräuchlicher Sagen auf diesen Erwerbszweig deuten⁵⁾. Erst die allgemeine Einbürgerung der billigen Steinkohle als Heizmaterial ließ die Köhlereien hier verfallen. Bajuwarische Einzelhöfe und fränkische Straßendörfer erstanden auf diesem Terrain, ähnlich wie im angrenzenden Böhmen und Mähren, mit denen auch sein geologischer Aufbau zusammenhängt. Schon im abendländischen Mittelalter verbanden Straßen, Saum- und Feldwege das Waldviertel mit den Ländern der Wenzelskrone, worüber Hans Reutter⁶⁾ ein zutreffendes Bild entwirft. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich zum Beispiel der Kult des Brückenheiligen Nepomuk hier viel intensiver als im übrigen niederösterreichischen Lande ausgebreitet hat⁷⁾. Auch andere Gebräuche und Gewohnheiten des Waldviertels wären nach dieser Richtung zu untersuchen.

Ich bringe im Folgenden einige Waldviertler Bräuche, die vorwiegend aus der Gegend von Raabs und Eibenstein stammen und die ich aus dem Munde eines dortigen Bauernsohnes abgelauscht habe. Ich habe bei außer Übung gekommenen Bräuchen den terminus ad quem zu ermitteln gesucht und Vergleiche mit dem Brauchtum anderer deutscher Landschaften gezogen.

1. Die Faschingsgretel im niederösterreichischen Thaya-tale.

In den zwischen Drosendorf und Raabs gelegenen Bauerndörfern wird heute noch am Faschingsdienstage ein Narrenlaufen in Masken unter Musikbegleitung abgehalten. Aber der alte dort einheimische Brauch, in sinnfälliger

¹⁾ Einführung in die Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Österreichs, Wien 1924.

²⁾ »Volkskunde in der Heimatkunde von Niederösterreich«, herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich.

³⁾ Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1924.

⁴⁾ »Länderkunde des Waldviertels in der Heimatkunde von Niederösterreich«.

⁵⁾ Vergl. »Sommerfrische Raabs an der Thaya und Umgebung« im Verlage des Verschönerungsvereines von Raabs und Oberndorf-Raabs. (Raabs 1901).

⁶⁾ Vergl. Hans Reutter, »Geschichte der Straßen ins Wiener Becken« im »Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich«, N. F. VIII. (Wien 1909).

⁷⁾ Vergl. Sommerfrische Raabs, a. a. O.

Weise zu Fastenzeitbeginn den Fasching zu begraben, hat aufgehört, obwohl er noch in den Neunzigerjahren des XIX. Jahrhunderts in Übung gestanden war. Nach einer tollen, in Wirtshäusern verbrachten Fastnacht, die bis in den späten Morgen des Aschermittwochs währte, begruben die Bauernburschen des Dorfes bei Begleitung eines beabsichtigt disharmonischen Geigenspiels eine aus Stroh geflochtene Puppe in Bauerndirnentracht gekleidet, die Faschingsgretel geheißen, im Gemeindegrund. Dieser alte Brauch findet sich noch heute im kärntnerischen Gailtale vor, wie V. Geramb, »Deutsches Brauchtum in Österreich«, dartut¹⁾.

2. Das Begraben des Faschings in Nondorf im Thayatale.

Während das Begräbnis der Faschingsgretel im niederösterreichischen Waldviertel heute vergessen ist, wird noch gegenwärtig an jedem Aschermittwoch morgens von der Nondorfer Bauernschaft der Faschingsnarr im Düngerhaufen begraben. Der Betrunkenste im Dorfe wird dazu ausersehen, auf eine Bahre gelegt und nach Einsegnung durch als Pfarrer verkleideten Burschen unter Musikbegleitung unter einen Düngerhaufen gelegt.

3. Ein Dreikönigsbrauch im Waldviertel.

Vor etwa 60 bis 70 Jahren war es bei den Bauern in der Umgebung der Stadt Drosendorf noch Sitte, am Vorabend des Dreikönigtages eine Schüssel Milch mit drei Löffeln auf den Tisch in die Stube zu stellen, damit die heiligen Dreikönige, im Falle sie vorüberziehen sollten, ihren Hunger stillen könnten. Wir haben hier die Christianisierung eines alten germanischen Brauches, der auf die wilde Jagd Bezug hatte, vor uns.²⁾

4 Das Brunnenräumen im Waldviertel.

Noch in den Sechzigerjahren des XIX. Jahrhunderts war bei den Eibensteiner Bauern der Brauch ausgebildet, die auf den Feldern stehenden Steinbrunnen bei langandauernder sommerlicher Trockenperiode zu räumen. Darunter verstand man den Wiederaufbau der bereits verfallenen Brunnen und wollte durch diese Arbeit die Gottheit geneigt machen, den Fluren einen ersehnten Regen zu schicken. Wallfahrten, um von Gott einen Regen zu erleben, auch Bittgänge geheißen, sind heute noch in Niederösterreich gebräuchlich. Ähnlich ist das Brunnenreinigen in Anhaltischen Dörfern zu deuten, das am dritten Pfingsttage vorgenommen zu werden pflegt.³⁾

5. Hochzeitsbräuche im Thayatale um Eibenstein.

Wenn ein Mädels aus dem Dorfe heraus heiratet, wird dem jungen Ehepaare vor dem Verlassen des Dorfes ein Strick oder Seil über die Straße gespannt und ihm der Weg erst nach Zahlung eines Lösegeldes, das von den Burschen vertrunken wird, freigegeben. Dagegen bei Mädels, die

¹⁾ Seite 21. Vergl. darüber im allgemeinen Michael Haberlandt, a. a. O., Seite 47.

²⁾ Es geht unter anderem im Waldviertel die Sage, daß auf dem Kolmitzberge bei Raabs an der Thaya die wilde Jagd Rast zu machen pflegte. Vergl. hiezu, »Sommerfrische Raabs an der Thaya und Umgebung«, Seite 154.

³⁾ Vergl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, 1. Kapitel.

Burschen des gleichen Dorfes heiraten, entfällt dieser Loskauf von der Gemeinde¹⁾.

6. Sitte beim Brautholen um Eibenstein.

Wenn der Bräutigam das Haus seiner Braut betritt, um seine Auserwählte zur Hochzeit abzuholen, wird ihm zunächst ein anderes Mädcl vorgeführt, die gewöhnlich als Kranzeljungfrau beim Hochzeitszuge fungiert, und als seine Braut ausgegeben, die ihn durch Zuspruch zum Trinken einladet. Der Bräutigam verwahrt sich gegen die vermeintliche Braut, weist ihre Zuneigung zurück und verlangt die Zuführung seiner wahren Braut, die ihm aber erst als dritte oder vierte vorgeführt wird. Drollig wirkt auf die Anwesenden die wirkliche Braut, wenn sie häßlich ist, da der Bräutigam zuvor seine falschen Bräute beschimpfte und die Schönheit seiner wahren Braut vor ihnen hervorgehoben hat.

Innungszeichen in Orth an der Donau.

Von Dr. Leonhard Franz, Wien.

Von Gegenständen, die mit den alten Zünften der Handwerker zusammenhangen, erfreuen sich in der Regel nur die Zunftladen größerer Aufmerksamkeit oder solche Zunftzeichen, denen ein gewisser künstlerischer Wert zukommt; die bescheideneren werden meist wenig beachtet. Das ist ohne Zweifel ein Unrecht, da auch die schlichtesten Zunftzeichen auf jeden Fall ein Dokument vergangener Zeit darstellen und daher kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen können. Von diesem Standpunkte aus wird es wohl nicht als gänzlich überflüssiges Bemühen angesehen werden dürfen, wenn ich in den folgenden Zeilen ein paar solcher schlichter Gegenstände verzeichnen möchte.

Sie befinden sich zu Orth an der Donau (politischer Bezirk Floridsdorf-Umgebung, Niederösterreich) im Gasthause des Herrn J. Schauhuber und sind in zwei etwas über 40 cm hohen Glaskästchen aufgehangen. Der eine Kasten birgt ein Zunftzeichen der Zimmerleute. Aus Blech sind zwei Männer ausgeschnitten, die gegeneinander gewendet, auf einem geschweiften Bande stehen. Beide tragen aufgemalt gelbe Hosen, hohe Stiefeln, bis an die Knie reichenden Schurz und Napoleonshut. Der eine hält in der Hand ein Winkeleisen, der zweite ein Beil. Zwischen den beiden Figuren sind übereinander verschiedene Arbeitsgeräte dargestellt (Säge, Beil, Winkeleisen, Leimtopf). Auf dem Bande steht auf einer Seite: »Vivat es lebe die Gesellschaft 1829«, auf der anderen Seite — das Ganze ist auf Ansicht von beiden Seiten berechnet: »Vivat es lebe Joseph Wieser Meister in Orth«.

Im zweiten Kästchen befinden sich folgende Gegenstände: zwei gekreuzte, versilberte Beile; ein vergoldeter Hobel; ein vergoldetes Faß mit Zirkel darüber; ein vergoldetes Rad; ein vergoldeter Schlüssel; ein versilbertes Ruder; ein lederner Kummet; ein lederner Schuh; ein blau glasierter Bauern-

¹⁾ Wir sehen darin einen der vielen Züge der Zusammenhörigkeit der Nachbarschafts- und Dorfgemeinschaft, auf die schon Michael Haberlandt, a. a. O., Seite 40 bis 41, mit Nachdruck hingewiesen hat.

ofen; ein blau glasierter Rundofen. Sämtliche Gegenstände sind von anspruchsloser Ausführung; ähnliche Stücke besitzt das Museum für Volkskunde in Wien. Der Inhalt des zweiten Kästchens dürfte nicht älter sein als das erstgenannte Innungszeichen. Dieses wurde, als das Gasthaus 1865 in den Besitz der Familie Schauhuber übergang, auf dem Dachboden gefunden und wieder in die Gaststube gebracht. Der Tisch, über dem es hängt, heißt heute noch der »Zimmermannstisch« und an ihm versammeln sich am Josefstage die Zimmerleute.

Mitteilungen des Verbandes österreichischer Museen.

Mit den folgenden Nachrichten eröffnet die »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« eine regelmäßige Reihe von »Mitteilungen des Verbandes der österreichischen Museen«, über welche fortlaufend in Kenntnis erhalten zu werden unseren Lesern willkommen sein dürfte. Die Schriftleitung.

Verband Österreichischer Museen. Über Einladung des Salzburger Museums versammelten sich die Vertreter der Museen von Bregenz, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, Linz, Salzburg und Wien am 17. und 18. Mai 1924 im Salzburger Augusteum, um den seit dem Jahre 1900 bestehenden Verband Österreichischer Museen zu neuem Leben zu erwecken. Zu seinem derzeitigen Vorsitzenden wurde Direktor Julius Leisching (Salzburg), zur Verbandzeitschrift die »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« gewählt, zum nächstjährigen Tagungsort 1925 Graz bestimmt. Die anregend verlaufene Beratung wurde durch die Besichtigung des eben fertiggestellten »Alt-Salzburgischen volkskundlichen Museums« im Hellbrunner Monatsschlüssel und der Klosterschätze von St. Peter und Nonnberg abgeschlossen.

Vorarlbergisches Landesmuseum. Das Unterrichtsministerium hat mit Erlaß vom 22. August 1924 den Vorstand Direktor Ing. F. Lukesch, Prof. Jos. Blumrich sowie den Museumsverwalter A. Hild zu Konservatoren des Bundesdenkmalamtes ernannt. — Unter dem Vorsitze des Archivars Dr. Wilh. Wolf wurde ein familiengeschichtlicher Ausschuß gebildet. — Das Landesmuseum hat 1924 im Thurn und Taxis-Parke, der den Mittel- und Westteil des römischen Begräbnisplatzes birgt, umfangreiche Ausgrabungen veranstaltet. Es wurden insgesamt 123 Bestattungen, darunter 56 Brand- und 67 Skelettgräber aufgedeckt. Unter den ersteren, dem 1. Jahrhundert zuzuweisenden, befindet sich eine Reihe aus frühkaiserlicher Zeit. Die Skelettgräber stammen aus der ersten Hälfte des 3. bis zu Ende des 4. Jahrhunderts. Die ältesten Skelette sind in der Richtung nach Norden, zum Teil nach Westen, die jüngeren nach Osten gebettet vorgefunden worden. Beigaben waren bei diesen äußerst spärlich. Dagegen erbrachten die Brandgräber ein reiches Material an Urnen, Münzen, Glas-, Tonwaren- und Metallbeigaben des Totenkultes. Eine bedeutende Zahl Skelettgräber entfiel auf Kinder und jugendliche Personen. Mit den Ausgrabungen war seitens des Abteilungsvorstandes für römische Altertümer, dem um die Erforschung Brigantiums hochverdienten Herrn Regierungsrat C. v. Schwerzenbach, Verwalter Hild beauftragt. — Von den Veröffentlichungen der Historischen Kommission (Vorsitzender Univ.-Prof. Dr. Helbok-Innsbruck) ist das 3. Heft der »Regesten«

im Erscheinen begriffen. Von dem durch die Naturhistorische Kommission (Vorsitz Konservator Plumrich) herausgegebenen Werke des Schulrates Prof. Dr. Marr: Neue Übersicht über die Farn- und Blütenpflanzen Vorarlbergs und Liechtensteins, ist 1924 Heft 1—3 erschienen. — Im Landesmuseum fand im Dezember eine Ausstellung »Altbregenz« statt.

Graz. Steiermärkisches Volkskundliches Museum. Auf die durch die Tagesblätter gehende Nachricht, daß der Landtag von Steiermark angeblich die Absicht habe, das alte, seit langer Zeit als Krankenhaus und dann, seit 1917, als Volkskunde-Museum dienende Kapuzinerkloster in Graz diesem Orden wenigstens teilweise wieder zurückzugeben, hat der Verband an den steirischen Landtag eine Eingabe mit der Bitte gerichtet, davon Abstand nehmen zu wollen, da jede Veränderung des heutigen Bestandes eine schwere kulturelle Schädigung bedeuten müßte.

Innsbruck. Das Museum Ferdinandeum hat mit Beihilfe des Bundesdenkmalamtes eine Notgrabung im erweiterten Friedhofe von Wilten vorgenommen. Es wurden 16 Urnengräber der Früh-Hallstattzeit, darunter zwei Doppelgräber, gehoben. In zwei Fällen lag der Leichenbrand frei in der Rollsteinsetzung, 14 Gräber enthielten Urnen. Insgesamt ergaben sich 27 Beigefäße neben einem spärlichen Inventar von meist geschmolzenen Bronzen, Glas- und Steinperlen. Wertvoll erscheinen vor allem die zahlreichen photographischen Aufnahmen, in denen erstmals tirolische Urnengräber in allen Stadien der Abdeckung festgehalten wurden. Die Arbeit, die unter Leitung des derzeitigen Verwalters der vorgeschichtlichen Sammlung des Ferdinandeums, Dr. Gero Merhart, stand, mußte nach neun Tagen infolge Geldmangels aufgegeben werden, ohne daß das gefährdete Gebiet erschöpft worden wäre.

Salzburg. Das Museum Carolino Augusteum hat für seine volkskundliche Abteilung — die seit dem Mai 1924 in dem reizvollen Rahmen des Hellbrunner Parkes, durch die Neuaufstellung Direktor Julius Leischings, eine besondere Anziehungskraft gewann — eine ganze Reihe von Neuerwerbungen gemacht. Es sind zum größten Teile Geschenke aus allen Gauen des Landes, die ein erfreuliches Zeichen für die Volkstümlichkeit des Salzburger Museums ablegen. Erst Anfang November mußte die Hellbrunner volkskundliche Abteilung wegen der Kälte geschlossen werden, um mit Beginn des Frühjahres wieder allgemein zugänglich zu sein. Übrigens befindet sich dort nur die Schausammlung, die späterhin zu einer Freilichtanlage ausgebaut werden wird, während im Stadtgebäude auch weiterhin die wissenschaftliche Abteilung der Volkskunde Fachleuten ganzjährig zugänglich bleibt. Der Besuch war in Hellbrunn ungemein stark.

Ein primitives Kinderspielzeug, in der Art des kürzlich hier von uns besprochenen, ist, wie uns die Salzburger Museumsdirektion mitteilt, seit 1922 in deren Besitz und stellt eine »Kuh« dar; es ist ein ganz einfaches Stück Holz, nur oben etwas geglättet, vorn und rückwärts glatt abgeschnitten. An der Unterseite, aber nur vorn, dienen zwei schräge Aststücke als Vorderbeine. Der an der vorderen Schnittfläche eingeschlagene krumm gebogene Nagel diente gewiß zur Befestigung einer Schnur, um die »Kuh« ziehen zu können. Diese edle Rasse stammt vom Bärenkogel bei Rauris.

Literatur der Volkskunde.

Prof. Dr. Edmund Schneeweis: Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten, vergleichend dargestellt. Mit einer Figurentafel und einer Karte. Ergänzungsband XV zur »Wiener Zeitschrift für Volkskunde« 1925. VIII und 232 Seiten (Preis K 100.000).

Bei der von verschiedenen namhaften Gelehrten (Usener, Manhardt, Schröder, Bilfinger, Nilsson, V. Tille u. a.) in den letzten Dezennien behandelten europäischen Weihnachtsforschung hat bislang die Darstellung und vergleichende Untersuchung des Weihnachtsbrauchtums eines wichtigen europäischen Völkerzweiges, der Slawen, fast vollständig gefehlt. Nun übertreffen gerade die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten, in deren Volkstum sich ja überhaupt so viele altertümliche und eigenartige Lebens- und Geisteszüge erhalten haben, an Reichhaltigkeit und Altertümlichkeit die entsprechenden Bräuche der übrigen Völker Europas um vieles, was in der Jahrhunderte dauernden Abgeschlossenheit während der Türkenzeit, in dem gebirgigen Charakter der Wohnsitze und in dem konservativen Sinn der in straffer Familienorganisation lebenden Bevölkerung begründet ist. Der Verfasser der vorliegenden schönen und inhaltreichen Arbeit, die den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des Weihnachtsbrauchtums der Serbokroaten bildet, ist durch seine Sprach- und Sachkenntnis gleichmäßig berufen gewesen, diese große und oft beklagte Lücke unserer europäischen Weihnachtsforschung auszufüllen, und er hat diese Aufgabe in mustergiltiger, umsichtiger und abschließender Art gelöst. Die Fülle des von ihm ausgebreiteten Materials ist geradezu überwältigend und schöpft die originalen serbisch-kroatischen Quellen, die dank der umfassenden Erhebungen seitens der Belgrader und Agramer Akademien, sowie zahlreicher anderer slawischer Forscher aufs reichste fließen, in gründlichster Durcharbeitung aus, wozu auch noch bedeutungsvolle eigene Erhebungen des Verfassers in verschiedenen serbokroatischen Volksgebieten kommen. Der erste der systematischen Darstellung des südslawischen Weihnachtsbrauchtums gewidmete Teil des Buches gewährt uns einen tiefen Einblick in eine reich geschichtete und wundersam durcheinander gemischte Vorstellungswelt von heidnisch-slawischer (zauberisch-magischer, seelen- und naturkultlicher), antik-römischer und christlicher Art und Herkunft. Der zweite Teil bringt die geschichtliche Ableitung und volkskundliche Deutung dieses überaus merkwürdigen und verwickelten Komplexes von Begehungen und Vorstellungen. Im Anschluß an Bilfinger's Forschung erkennt V. einen deutlichen Zusammenhang zwischen den serbokroatischen Weihnachtsbräuchen und den antiken Kalenden-Festbräuchen, dem römischen Neujahrsfestbrauchtum, wobei die Übereinstimmung der slawischen Stoffmasse eine noch viel engere ist, als etwa die germanischen oder romanischen Entsprechungen und Ableitungen der römischen Kalendensitten. In das Wesen und die Geistesart des Magismus und überhaupt des »homo divinus« gewährt das slawische Brauchtum mit den ihm zugrunde liegenden Ideen einen ungeahnt reichen Einblick. So gewinnt das vorliegende Werk aus verschiedenen Gesichtspunkten den allergrößten Wert, und ich stehe nicht an, dasselbe für eine der belangreichsten volkskundlichen Arbeiten großen Stiles, welche in den letzten Jahren erschienen sind, zu erklären. Auch der Umstand,

daß es in erwünschtester Art auf einem wichtigen Stoffgebiet die Verbindung südslawischer Forschungsarbeit und der deutschen Volkskunde herstellt, ist ein hochzuschätzendes Verdienst des vorliegenden Buches. Es hat, neben seinem hohen wissenschaftlichen Wert und Gehalt, die Leitung dieser Zeitschrift bestimmt, das Werk im Rahmen unserer Veröffentlichungen der Fachwelt vorzulegen. Möge dieselbe nun in weitest gezogenem Kreise von diesem Werk Kenntnis nehmen und es nach Verdienst nutzen und würdigen.

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Prof. Dr. Alfons Dopsch: Die deutsche Kulturwelt des Mittelalters. Wien 1924. Österreichischer Schulbuchverlag.

Die Schilderung der kulturellen Zustände des deutschen Volkes in den vier großen Zeitabschnitten, in welche das Mittelalter nach seiner politisch-geschichtlichen, wie seiner kulturellen Entwicklung geschieden werden kann (die Wanderungs- und Stammeszeit, die Zeit des fränkischen Großreichs, die deutsche Kaiserzeit und das spätere Mittelalter), wie sie im vorliegenden Werk in gedrängtester Form von einem Meister der Geschichtsforschung gegeben wird, darf geradezu als klassisch bezeichnet werden. Der Volkskundler, dem die geschichtliche Vertiefung seiner Arbeit nicht eindringlich genug empfohlen werden kann, findet hier eine Fülle von Belehrung sowohl für die Gegenstände der sachlichen, wie der sittenkundlichen und geistigen Volkskunde. Die Verschmelzung der alten römischen mit den jungen germanischen Gesittungszuständen und Kulturelementen, wie sie den charakteristischen Kulturprozeß des frühen Mittelalters bildet, ist im Gegensatz zur früheren »Katastrophentheorie« überzeugend dargestellt. Eine große Zahl sorgfältig ausgewählter und schöner Abbildungen zur Illustrierung der mittelalterlichen Kulturentwicklung schmücken das Werk in sehr willkommener Weise.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Jahrbuch für historische Volkskunde. I. Band: Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete. Herausgegeben von Wilhelm Fraenger. Mit Beiträgen von Johannes Bolte, Hans Fehr, Wilhelm Fraenger, Arthur Haberlandt, Michael Haberlandt, Eberhard Frh. v. Künßberg, Lutz Mackensen, Hans Naumann und Robert Petsch. Mit 206 Abbildungen. Berlin; Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, 1925.

Wie gemäß seinem Titel die Aufgabe dieses neuen warm zu begrüßenden Organs der wissenschaftlichen Volkskunde zu verstehen ist, wird im Vorwort zum vorliegenden ersten Band auseinandergesetzt. Seine geschichtliche Richtung und Einstellung will es in systematisch ausgebauten Einzelbänden zum Ausdruck bringen, die sich der Reihe nach mit der Geschichte der Volkskunde selbst, ihren Quellen und Denkmälern, den Persönlichkeiten und Werken volkswüchsiger Gestalten und endlich aus dem Stoffbereich der volkscundlichen Wissenschaft mit den besonderen Gebieten der Volksdichtung, Bauform und Bildnerie (Volkskunst) beschäftigen werden. Als eine Art Prolegomena zu dieser geplanten Ausschöpfung der volkscundlichen Geschichts-Materialien bringt der vorliegende erste Band einen Überblick über das Verhältnis der Volkskunde zu ihren Grenzgebieten, unter welchen im Besonderen die Vorgeschichte, die Religionsgeschichte, die

Rechtsgeschichte, die Kunstwissenschaft, die Literaturgeschichte in methodologischer Behandlung hervortreten. Eine Reihe spezieller Abhandlungen über literar- und kunstgeschichtliche Erscheinungen, die zur Volkskunde in näheren Beziehungen stehen, sowie eine kritische Literaturschau (Volkskunde, Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte und Literaturgeschichte) ergänzen den reichen und anregenden Inhalt des ersten Bandes, welcher der besten Aufnahme in weitesten Kreisen der Volkskundler sicher sein kann. Verlag und Herausgeber sind von einem so ehrlichen Eifer, der Volkskunde zu dienen erfüllt, daß ihrem schönen Unternehmen nur der ausgedehnteste Erfolg gewünscht werden kann.

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1920. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von E. Hoffmann-Krayer. Berlin und Leipzig 1924.

Dank vielfältiger finanzieller und Arbeitsunterstützung war es dem Verband Deutscher Vereine für Volkskunde und dem vielverdienten Herausgeber Prof. E. Hoffmann-Krayer möglich, trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage den Jahrgang 1920 dieser vielbenützten Bibliographie, wenn auch mit starker Verspätung herauszubringen. Es ist sehr zu begrüßen, daß meiner seinerzeit gegebenen Anregung, den Stoff auf die europäischen und die mit ihnen in engerem Kulturzusammenhang stehenden Völker zu beschränken, nunmehr Folge gegeben werden wird. Ebenso ist die Nichtberücksichtigung von Artikeln aus Tageszeitungen nur neuerlich dringend zu empfehlen. Besonders dankenswert ist die stärkere Einbeziehung der slawischen und finnischen Arbeiten, die namentlich nach der südslawischen Literatur hin noch bedeutend erweitert werden könnte. Als Bearbeiter hierfür würde sich der Lektor der Universität Belgrad Prof. Dr. Edmund Schneeweis gewiß bereit finden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Heimatblätter »Vom Bodensee zum Main«, herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat.

Heft 24. Ausgärender Zeit. Tagebuchblätter des Heidelberger Professors Karl Philipp Kayser aus den Jahren 1793—1827 mit 10 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern von Friedrich Rottmann. Herausgegeben von Franz Schneider. 1923. 100 Seiten.

Das Tagebuch gibt ein lebensvolles Bild der politischen Lage, Begeisterung für die Freiheit der Revolution, Enttäuschung durch das politische System, des Universitäts- und Studentenlebens in H. Tieck, Brentano, Creuzer, Voss etc. gehören zum Bekanntenkreis K., der als Theologe und klassischer Philologe lebhaftes Interesse an Schulreformfragen hat. Volkskundlich interessant sind die kurzen Schilderungen der Aachener Karfreitagsprozession, der Freiheitsfeste (22. September, Heinsheimerhöhe), Freiheitsbäume (Ober-Flörsheim), des Eierlesens zu Ostern in Hochsachsen (Bergstraße).